



Inhalt:

Editorial	5
Eine Wiedergeburt mainfränkischer Mundart	6
Ruecksitzgeneration.de – Internetradio aus Würzburg	10
Ralf Schuster – Perfektion des Dilettantischen	14
Künstlergespräche – Hans-Jörg Glattfelder	16
tanzSpeicher – Nach einem Jahr	18
Philosophie unter Krawattenzwang	20
Dazwischen Kultur – Readerscan und die Folgen	23
Eine kleine Geschichte	28
Dies & Das – Rückschau, Vorschau und so.	29
Der unbekannte Dali	35
Impressum, Abonnement	4



Petra Winkelhardt
Fotografie
Fotografenmeisterin
Theaterfotografin

Gerberstraße 9
97070 Würzburg
Tel. 09 31 / 5 28 18
www.foto-winkelhardt.de

Öffnungszeiten:
Die-Fr 14-17 Uhr

Termine nach
Vereinbarung

Ich fotografiere Sie mit
Tageslicht oder im Studio

Ab Februar finden Sie
mich in neuen Räumen,
gleiche Straße gegenüber
(Bärengasse 3)

IM MILCHHOF.COM BERGMEISTERGASSE 6A,
97070 WÜRZBURG

Milchhof.com
Institut für
Bauforschung
Innenarchitektur, Thomas Biber, BDA

JAHRESKONGRESS DES AKTIONSBÜNDNIS`

IM JULI 2004 ENTDECKTE DER METALLKÜNSTLER GEORG WEIDAUER DIE WUNDER-SAME UND EINZIGARTIGE METALLBASIERTE LEBENSFORM, DER BLOCKRÜSSLER. DURCH DIE MITWIRKUNG VIELER KÜNSTLER FREUNDE KONNTEN ZAHLREICHE ERKENNTNISSE ÜBER DIESE BISHER UNBEKANNTE GATTUNG GEWONNEN WERDEN.

„RETTET
DIE
BLOCKRÜSSLER“

DO 24.02.2005

UM 20:00 UHR



design www.ronithartmann.de

WEITERE INFOS IM METALLKUNSTATELIER IM MILCHHOF ODER UNTER MILCHHOF.COM.

BLOCKRÜSSLERHALTER WERDEN GEBETEN IHR EXEMPLAR MITZUBRINGEN!

Abo

Die **nummer** gibt es auch im Abonnement – druckfrisch in Ihren Briefkasten. Sie verpassen so keine Ausgabe und können unsere Arbeit auch finanziell unterstützen. Faxen Sie uns das Formular ausgefüllt und unterschrieben zu oder schicken Sie es per Post. Ein Abo-Formular mit Bankeinzug finden Sie unter www.nummer-zk.de

Name: _____

Straße: _____

PLZ / Ort: _____

Telefon: _____

E-Mail: _____

Ort/Datum/Unterschrift: _____

Ich möchte

ein Jahresabo _____ € 36 inkl. Versand (ein Heft/Monat)

ein Förderabo _____ € 60 inkl. Versand (zwei Hefte/Monat)

ein Superabo _____ € 100 inkl. Versand (vier Hefte/Monat)

Das Abonnement läuft über ein Jahr (= zwölf Ausgaben). Es verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn es nicht spätestens sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird. Der Betrag für das Abonnement ist im voraus zu entrichten.

eine Mitgliedschaft im Förderverein _____ € 48 inkl. ein Heft/Monat

Die **nummer** wird vom **Kurve e. V. – Verein zur Förderung der Kultur in Würzburg** – herausgegeben.

Alle Mitglieder erhalten die jeweilige Ausgabe der **nummer**.

Impressum

Die **nummer** wird herausgegeben vom
**Kurve e. V. – Verein zur Förderung
von Kultur in Würzburg.**

Kontaktadresse:

nummer
c/o kleinesgrafischesbuero
Frankfurter Straße 5
97082 Würzburg
Tel.: 0931-2879620
Fax: 0931-2879621
mail@nummer-zk.de

Redaktion:

Jochen Kleinhenz (V. i. S. d. P.),
Angelika Summa,
Wolf-Dietrich Weissbach (wdw).

Umschlaggestaltung nach einem
Konzept von Akimo.

Umschlagfarbe: HKS 53 gesponsert
von Rita Hausner, Marktheidenfeld.

Layout & Satz: Jochen Kleinhenz.

Anzeigenbetreuung: Verena
Schnitzler (anzeigen@nummer-zk.de)

Autoren, red. Mitarbeiter:

Diana Feuerer, Florian Hammerich,
Helmut Klemm, Berthold
Kremmler, Manfred Kunz (maz),
Katharina Lüdtkke, Emil Mündlein,
Achim Schollenberger (akimo),
Jürgen Zink (jz).

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.
Unverlangt eingesandte Manuskripte sind
ausdrücklich willkommen, können aber nicht
zurückgesandt werden.

**»Der Hintern des Teufels ist die Unruhe,
die Langeweile ist der Hintern Gottes.«**

Ernst Bloch 1911

In dieser unruhigen (Jahres-)Zeit, die man gern die fünfte nennt, sollte man sich dieses Mannes erinnern, um kühlen Kopf zu bewahren.

Anlässe dazu gibt es mehrere – wenn auch keinen unserer geliebten Jahrestage.

Zunächst einfach den, an einen klugen, geistreichen Mann zu erinnern, den die Zeitläufte inzwischen etwas ins Abseits gedrängt haben. Dabei war er doch ein Mann des Wortes, der als Säulenheiliger einem Organ wie dem unseren wohl zu Gesicht steht. Ein Mann für alle Jahreszeiten, sozusagen.

Man könnte aber tatsächlich auch auf einen Jahrestag hin Anlauf nehmen – wer ist sich noch bewußt, daß dieser marxistische und so ungeheuer musische Philosoph von 1906–1908 in Würzburg studiert und hier seine Promotion abgelegt hat, übrigens wohl mit weniger Mühe als manch andere Koryphäe?

Und bei wem hat er studiert? Bei einem noch viel intensiver vergessenen, nur noch in Fachkreisen bekannten Professor, einem gewissen Oswald Külpe.

Es klingelt in Ihrem Gedächtnis? Sie liegen richtig: Es ist jener Külpe, nach dem gerade eine Straße benannt werden soll. Über den berühmteren Schüler kommen wir so zum Doktorvater, freuen uns daran, daß Ernst Bloch dessen Universalgelehrtheit rühmte, und haben sogar Verständnis dafür, wenn dieser Professor künftig sein Grab nicht mehr nur im Friedhof, sondern auch in jedem Stadtplan hat.

Wie aber kommt man am hellichten Tag auf Ernst Bloch? Die Unruhe allein kann's ja nicht gewesen sein.

Nein, es war die fünfte Jahreszeit, wo der Frohsinn wieder über alle Kanäle bordet. Ein von den Medien leidenschaftlich hochgepeitschtes Sujet. Zwar sagen die meisten Kommunikatoren hinter vorgehaltener Hand, sie täten es nur um der unverzichtbaren Werbeträger willen. Und freuen sich doch vermutlich, daß sie mal so richtig zünftig auf die Schenkel oder sonst wohin klatschen können.

Der kurzsichtige Bloch wußte es besser.

Editorial

Sehen Sie sich die strahlenden Gesichter im Fernsehen an, und Sie wissen, ob mit oder ohne künstliche Maske, Orgien an Schminke und künstlichem Haarputz: In der fünften Jahreszeit sind, wie Bloch – wenn auch in anderem Zusammenhang – sagte, die Fassaden »zur Kenntlichkeit entstellt«.

Von Kardinal Lehmann abwärts. Haben Sie im TV sein breit strahlendes Gesicht, mit Käppi obenauf, gesehen, als er in Aachen mit dem *Orden wider den tierischen Ernst* dekoriert wurde?

Was würden wir doch auch gerne so lachen können!

Bevor auch Sie der Frohsinn ohne Hintersinn übermannt – werfen Sie einen Blick in unser völlig humorfreies Organ. Und versäumen Sie nicht, es zu abonnieren.

Wenn Sie wieder mal unter ihrem Niveau gelacht haben sollten und sich darob ein schlechtes Gewissen in verkaterten Morgenstunden gütlich tut, finden Sie und Ihr hintersinniges Ich allemal bei der Lektüre die Abso- lution, und das nicht nur in dieser wunderbaren, nicht endenwollenden fünften Jahreszeit.

Berthold Kremmler



Eine Wiedergeburt mainfränkischer Mundart

aus dem Geist von Asterix und Obelix?



Verwundert beschaut sich so mancher wackere Franke die dicken Bücherstapel vor den Eingängen von Buchhandlungen. Asterix und Obelix sind eingetroffen. Ganz neu. Eine Sensation. In Mundart. Fränkische Aufmerksamkeit wird erregt. Trifft sich gut, daß in letzter Zeit »Aufgemerkt« als Parole vorgegeben wird.

Welches Mainfrankenherz schläge da nicht höher? Nun wird aber die altvertraute Mundart dem Verschwinden entrissen! Wo kann man sie denn noch lesen, die heimischen Mundartworte? Wo hört man sie denn überhaupt noch, die urigen Mundartlaute zurückgebliebener mainfränkischer Eingeborener?

Mund Art No. 2 (Foto: Weissbach)



Also, ganz vorne sind die platziert, die Bücherstapel. Wo doch sonst die Mundartliteratur, Mundartdichtung, verschämt hinten in einem Seitenregal zu finden ist, normalerweise jedenfalls, soweit noch im Sortiment ...

Bei genauerem Hingucken verfliegt die erwachte Euphorie rasch. Was ist denn das für eine Sprache, gleich vorne drauf, auf dem Buchdeckel?

»Asterix uff Meefränggisch«, steht da drauf, »uff Meefränggisch«. »Uff« und »Mee«, wie passt das nur

zusammen? »Uff« (auf), sagt man doch jenseits des Spessarts, der ja bekanntlich immer noch eine Mundartsprachgrenze ist. »Uff« stammt doch von dort, wo man zum Main »Mä« sagt oder »Moi«.

Und dann ist da auch noch etwas von einem »Büchle« zu lesen und von »Bildli«, die gemalt worden sind. Und »Grunzverreck« steht da. Na ja, es ist schon der zweite Band. Auf dem ersten war an dieser Stelle »Brunzverreck« gestanden. Was soll denn das bedeuten? Vielleicht, daß immer noch viel gegruntzt wird, aber sich herausgestellt hat, daß die wenigsten der jugendlichen Leser noch wissen, was »brunzen« heißt.

Grunzverreck. Brunzverreck.

Ach ja, ach nein, zu dem »Büchle« und den »Bildli« und dem Kringelchen auf dem *a* von »Fräche« (Frage) muß jetzt gleich mainfränkisch grundsätzlich etwas gesagt werden. Also, von Würzburgs einstigem Meeviertel eine schöne Strecke weit mainabwärts und mainaufwärts bis nach Oberfranken (und im Mittelfränkischen natürlich auch), da war einst (und ist noch heute meistens ein Büchlein »a Böchla« und ein Mädchen »a Mädla« und zwei Büchlein »zwä Böchli« und zwei Mädchen » zwä Mädli«.

Die Endung »-le«, die war und ist eine Sprachebene höher. Diese Endung haben die Würzburger Bürger gebraucht, auch wenn sie mit ihrem Dienstpersonal geredet haben. Und das gehobene Bürgertum dieser Frankenmetropole, das hat Mundart gänzlich verabscheut, hat sie nicht in den Mund genommen, und hat sie selbstverständlich von seinen Sprösslingen ferngehalten. Das war hier sehr anders als in Nürnberg oder im südlicheren Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, wo alle Schichten der Bevölkerung ihre Mundart sprechen, zumindest mundartkundig sind.

Und weil das in Würzburg so anders war und ist mit der Wertschätzung von Mundart, findet man im Kulturleben der Stadt kaum einmal jemand, der die regionale Mundart beherrscht, oder dem sie etwas bedeutet. Und das ist mit ein Grund, daß zum Beispiel am Würzburger Stadttheater nie mainfränkische Mundart gepflegt worden ist.

Grunzverreck. Brunzverreck.

Doch zurück zum mittlerweile weitverbreiteten »-le«. Was hat es damit auf sich? Wenn »a Dienstmädla« vom

Land nach Würzburg »in Stell« gegangen ist, wurde es »ein Dienstmädle«. Diese Sprechweise (Herrschafts-sprache sozusagen) hat es angenommen und mit zurück ins Dorf getragen. Ein »höheres« Idiom, das seinen Siegeszug antrat, neuerdings mit »Fleischküchle« bis auf Nürnberger Speisekarten.

Doch zurück zum Kringlehen: Was soll es auf dem *a*? Klar, es soll zeigen, daß es sich um ein besonderes *a* handelt, eines, das tief und dunkel gesprochen zum *o* tendiert, nach einer wenig gebräuchlichen Mundart-transskription, deren sich die Übersetzer/Autoren hier bedienen. Weil ihnen der genuine Klang der Mundart so am Herzen liegt? Oder doch eher wegen des exotischen Reizes?

Wegen letzterem, so kann man vermuten, erscheint fränkisch als »fränggisch«. Anscheinend geht es darum, Echtheit mittels einiger extrem geschriebener Wörter zu suggerieren. Mit »Schbordsfräöüund« (Sportsfreund) sieht das gar komisch aus.

Die Schreibweise soll wohl mordsmäßig was hermachen – sie kann so nicht konsequent durchgehalten werden, es wäre äußerst schwierig, sie zu entziffern. Mundart schriftlich zu fixieren, nötigt immer zum Kompromiß zwischen Lauttreue und Lesbarkeit.

Grunzverreck. Brunzverreck.

Muß denn Sport als »Schbord« geschrieben werden? Die Rechtschreibung des Hochdeutschen kennt hier auch keine Lauttreue (wie bei *Straße* auch und allen Wörtern mit *St* und *Sp* im Anlaut).

Ein anderes herausgegriffenes Beispiel: »weider geht's«. Hier wird nun der *t*-Laut einmal »weich« und einmal »hart« aufs Papier gebracht. Wobei in Franken die *t* und die *p* ... nun, das wissen wir schon, wie weich die immer ausgesprochen werden. (Wen stört's?)

Seltsam mutet auch an, daß in jedem Wort mit *a* ein Kringlehen auf diesen Buchstaben gesetzt wird, als ob es nicht verschiedene *a*-Laute gäbe.

Dazu dann eigentlich Erfreuliches, werden doch aus der Gruft vergessener Mundartwörter einige ausgegraben. Zu »Moggela« (Kälbchen) ist anzumerken: Es wurde im Mainfränkischen häufig als Kosewort gebraucht. So, wenn eine Großmutter zu ihrem Enkelkind »Du bist mei Mockerla« sagte. Mit Ausdruck und Gefühl, Klang, wie man ihn mit Buchstaben allein nicht vermitteln kann. Dazu braucht es kompetente

Sprecher und Sprecherinnen. Ebenfalls, nur um zu sagen »Bua« oder »Mädla« oder »Mee« (letzteres besonders melodisch und mit leichtem *i*-Ausklang). Oder auch »Er it kumma« statt »Er is komm'n«, oder »Er hat gsunga« statt »Er hat gsung'n«. Beim Hören solcher ursprünglichen Worte und Wendungen kann einem aufgehen, was der russische Dichter O. Mandelstam meinte mit »O Wort, kehre zur Musik zurück«. Echte mainfränkische Mundart war immer auch Musik, oder ihr zumindest nahe ...

Grunzverreck. Brunzverreck.

Es ist ein absonderliches »Meefränggisch«, in das Asterix und Obelix hier eingefrankt wurden.

Nun, die beiden, auf ihre Art ganz witzig mit asterix- und obelixmäßigen Gags eben, trinken ihren »Mädschigg-Schoppe«. Das Geheimnis der Herkunft dieses Tranks wird sogar gelüftet. Es handelt sich um Wein neufränkischer Großlagen. Und wer da nicht glauben möchte, sprachlich wäre Verschiedenartiges zusammengemischt worden, der kann nachlesen und feststellen, daß es so geschehen ist.

Freilich, sprachlicher Mix liegt im Trend der Zeit. Zeitgemäß tendiert die Mundartliteratur hin zu Spass (norddt. Spaß) und Ulk. Auf den Kabarett- und Theaterbühnen werden Mundartsprecher fast nur noch als Witzfiguren und Volltrottel vorgeführt und veralbert, dem Gelächter preisgegeben. Und die Mundart mit ihnen. Aber es ist meistens eine verflachte und verfälschte Mundart (auch das Hochdeutsche kann sich gegen seine Verhuzung nicht wehren).

Nicht überall, wo Mundart draufsteht oder angesagt wird, handelt es sich noch um Mundart. So kommt sie in dem »Büchle« als ein Mischmasch vor, ein Mix aus Aschaffenburgisch, Würzburgisch, fränkischer Umgangssprache und mehr oder weniger regional gefärbtem Hochdeutsch, versetzt mit Jargon und versehen mit ein paar originalen Mundartworten. Nicht ohne Reiz – als Mundart-Parodie.

Grunzverreck. Brunzverreck.

Emil Mündlein

Neue Medien in Würzburg

Hinten ist noch Platz

www.ruecksitzgeneration.de sendet täglich zwölf Stunden Radioprogramm – über das Internet

Gehören Sie zu denjenigen, die PC nicht immer nur als »Political Correctness« übersetzen, für die MP3 und USB nicht Kürzel von Schußwaffen oder politischen Parteien sind, und die CDs nach dem Anhören nicht zurückspulen? Und: Ertragen Sie »Denglisch« dann, wenn es sich nur um den Preis des Lächerlichen vermeiden ließe? Dann lesen Sie bitte weiter ...

Würzburg hat, nach dem frühen Ende des vermeintlich echten, also ohne Anbindung an eine überregionale Muttergesellschaft gemachten Lokalsenders W1 Ende der 80er Jahre heute wieder eine neue, unabhängige Radiostation. Unter **www.ruecksitzgeneration.de** sendet (bzw. streamt) das Internetradio mit gleichem Namen seit November 2004 zwischen zwölf Uhr und Mitternacht ein stündlich wechselndes Programm. Vom Konzept her – festgelegte Sendezeit auf unterschiedliche, wechselnde Macher und Redakteure zu verteilen – ähnelt es alternativen Radioprojekten (und »Piraten«-Sendern) der letzten 30 Jahre. Ebenso jung, aber grundlegend anders ist das Medium, das hier den terrestrischen Rundfunk als Technik zur Übertragung abgelöst hat: Das Internet.

Michael Hanf betreibt das Kraftstrom-Tonstudio in der Gneisenaustraße. Ruecksitzgeneration.de macht er nebenher, zusammen mit Studenten des Fachbereichs Gestaltung der hiesigen FH. Fabian Baier, Marc Deiterding, Tanyo Dietz, Fabian Hench, Florian Karg, Nikola Otto, Steffi Spachmann, Günter Steiner, Alex Weimer und, als einziger weiterer Nicht-Student, Dominic Meder investieren nicht wenig ihrer freien Zeit in das Projekt – kostenlos, aber nicht umsonst, denn es winken so lukrative Posten wie Musiksupervisor, Sendeleiter, Intendant, Kamerakind, Außenminister, Nahostexpertin oder El Duderino (was immer das bedeuten mag). Der folgende Artikel basiert auf Auszügen aus einem Gespräch mit Michael Hanf (»Praktikant«), das Anfang Januar in seinem Studio stattfand.

Dem Begriff »Internetradio« haftet etwas Widersprüchliches an, ähnlich etwa dem eines »Autofahrads«. Die Kombination zweier Begriffe, die äußerlich betrachtet in die gleiche Schublade gehören – hier zweimal Medien, da zweimal Fortbewegungsmittel – ist vordergründig schlüssig, aber bei genauerer Betrachtung nicht haltbar. Die Differenz der zwei Begriffskombinationen im (z. B. technischen) Detail definiert gerade ihren je eigenen, individuellen Charakter: Hier das Radio als quasi vollständig ausgereifte Technik, allerdings des letzten Jahrhunderts – dort das Internet, ebenfalls aus dem vorigen Jahrhundert stammend, aber mit noch unabsehbaren Entwicklungsmöglichkeiten in den nächsten Jahren und Jahrzehnten.

Ist also diese Wortschöpfung, »Internetradio«, nicht ein Bastard, den es so gar nicht geben kann oder darf?

Michael Hanf: Nicht unbedingt. Da das Internet jeden medialen Bereich erfaßt hat – Texte, Bilder, Sprache, Musik, Film – war abzusehen, daß die großen, alteingesessenen Radiosender irgendwann auch die technischen Möglichkeiten des Internets dazu benutzen würden, das Radioprogramm auf herkömmliche Art und parallel über das Internet per Streaming zu senden, wenn sie sich sowieso mit einer Homepage präsentieren (müssen).

Natürlich kamen auch andere Leute auf diese Idee, nicht zuletzt weil die Technologie für terrestrisch gesendetes Radio nicht ohne weiteres verfügbar ist – im Gegensatz zur Internettechnologie, die längst nicht für alle, aber für immer mehr Menschen verfügbar ist.

Das Internet entwickelt sich täglich nicht nur auf technischer, sondern auch inhaltlicher Seite weiter. Zum einen wäre da die Flut an privaten Homepages, die thematisch (»Hallo, ich bin Klaus, und das ist meine Fan-Webseite für den TSV Bolzendorf. Außerdem habe ich hier noch Bilder von unserem Opel-Club ...«) einen oft



Abb. 1
Sendeanlage für Internet-Radio
(schematische Darstellung)

ernüchternden Eindruck davon bieten, was der durchschnittliche Deutsche noch zu sagen hat, wenn man ihn denn läßt. Zum anderen dokumentiert das Internet sehr facettenreich die Anstrengungen, Produkte und Dienstleistungen, die aus dem lokalen Bezug herausgelöst werden können, überregional bzw. international anzubieten. Dazu gehören z. B. Online-Medien und Online-Versionen von Medien (Zeitungen, TV- und Radiosender, Plattenfirmen etc.), Versandhandel, Porno-Industrie, (Daten-)Tauschbörsen für Musik und Filme u.v.a.m.

Am spannendsten sind dabei, wie so oft, die Zwischenformen – private, individuelle Bemühungen, Inhalte zu generieren und zu präsentieren, deren Relevanz sich über den eigenen kleinen Bekanntenkreis hinaus erstreckt.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen dafür ist die bereits fortgeschrittene Demokratisierung der Massenkommunikation im Internet – die Webseite des »Spiegel« ist nur einen Mausklick entfernt vom Weblog eines serbischen Journalisten, den Nacktbildern einer sich selbst vermarktenden Hausfrau aus Australien, der (il-)legalen Tauschbörse mit TopTen-Hits oder Kinofilmen auf irgendeinem abgelegenen Inselstaat, den freien Downloads eines Labels für experimentelle Musik aus Chile – oder dem lokalen Radiosender aus Würzburg.

Das größte Problem ist heute, daß sehr große Datenmengen verwaltet werden müssen, die man entsprechend »streamen« muß, damit der Empfänger die Daten bekommt.

Hat man dieses technische Problem gelöst (z. B. durch die Wahl des entsprechenden Hosts), ist es eigentlich gar nicht so abwegig zu sagen: »Mit einem Medium, mit dem ich viele Leute erreiche, kann ich Inhalte nicht nur visuell, sondern auch auditiv transportieren.« Mit der Konsequenz, daß Leute irgendwann beschließen, Radio zu machen – so piratenmäßig, allerdings völlig legal über das Internet, über eine Homepage.

Der Internetzugang via PC ist dazu nötig – am komfortabelsten mit Flatrate, mindestens aber über eine ISDN-Verbindung. Im Falle von rucksitzgeneration.de auch noch Pünktlichkeit, denn anders als bei anderen Web-Radiostationen (z. B. kunstradio.at) kann auf beliebige Sendungen nicht über ein Archiv zugegriffen werden. Der Download auf den heimischen PC und folglich das Hören der Sendung zu einem beliebigen Zeitpunkt sind nicht vorgesehen. Stattdessen wird eine Sendung an verschiedenen Tagen zu unterschiedlichen Zeiten gestreamt – das sorgt für Abwechslung im Programm und erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß man sich eine Sendung auch zu einem günstigeren Zeitpunkt anhören kann.

Da hast Du etwas Schönes gesagt, weil das passiert ja nicht unbewußt: Du hast öfters das Wort »beliebig« verwendet, und wir haben uns in unserer Konzeption von Anfang überlegt, dieser Beliebigkeit entgegenzuwirken.

Das hat auch ein bißchen etwas mit diesem alten, romantischen Gedanken zu tun – so »Waltons«-mäßig –, daß sich die Leute vor das Radio setzen, zu einer bestimmten Uhrzeit, weil sie das hier genau jetzt hören wollen.

Es ist wie beim Live-Konzert – wenn man es verpaßt, verpaßt man es eben. Und es ist nicht das gleiche, wenn man es dann irgendwo aufgezeichnet noch einmal hört. Das ist vielleicht ein bißchen retro oder ein bißchen zu anarchisitisch, aber das ist einer der Grundgedanken dieses Senders.

Es gibt natürlich noch – das muß man ehrlich sagen – einen ganz pragmatischen Grund: Downloads werden bezüglich der Vergütung von Urheberrechten anders eingestuft als Streams. Viele Webseiten, die Downloads anbieten, bieten also entweder GEMA-freie Musik an oder solche, an denen sie die Rechte haben.

Weblabels und -radios veröffentlichen und spielen Musik abseits der großen Verwertungsgesellschaften

(z. B. RIAA in den USA, GEMA in Deutschland), stattdessen häufig unter der Creative Commons-Lizenz; beim Streaming ist das etwas anderes – die Dateien werden nicht 1:1 weitergegeben, sondern werden in nach Rundfunkmaßstäben akzeptabler Qualität (z. B. 64 kbps) gesendet und können, je nach Format (MP3, Ogg Vorbis, Real, WMA etc.) mit meist freien Programmen auf dem PC angehört werden; der Gesetzgeber (und Major-Labels) unterscheidet hier offensichtlich zwischen jederzeit verfügbaren Dateien (Downloads) und dem zeitlich und qualitativ begrenzteren Streaming.

Beliebigkeit ist das Reizwort, nicht nur für Michael Hanf, sondern auch für andere, die sich mit Medien befassen. So ist der Hauptkritikpunkt am derzeitigen Zustand des Internets, daß oft nicht nachvollziehbar ist, ob eine Quelle verlässlich und legal ist (ob also eine Information auf Tatsachen beruht, eine Datei frei von urheberrechtlichen Ansprüchen ist, ob der Download nicht gegen bestehende Gesetze verstößt etc.).

Es drängt sich also die Frage nach der »Hausordnung« von rucksitzgeneration.de auf – gibt es Kontrollen, Eingriffe oder Zensur? Welche formalen und inhaltlichen Richtlinien gelten?

Es gibt kein qualitatives Dogma – die Sendungen können ruhig mal rauschen, es kann jemand ans Mikrofon stoßen ... Das technische Niveau ist doch meistens sehr hoch beim Home-Recording, das ja fast immer am PC geschieht. Auch inhaltlich gibt es keine Vorgaben: Reine Musiksendungen oder solche mit Moderation, Gespräche, Interviews, Hörspiele, Experimentelles – alles ist möglich.

Die Grenzen sind allerdings erreicht bei den üblichen gesellschaftlichen Regeln. Wir haben das Recht der freien Meinungsäußerung, und die Spannweite, die sich dadurch alleine eröffnet, ist unermesslich. Wenn darüber hinaus heikle Sendungen entstehen, dann würden wir schon anregen, noch einmal über das Ganze nachzudenken.

Das Programm von rucksitzgeneration.de ist eine bunte Mischung aus Audiobeiträgen unterschiedlicher Herkunft und mit unterschiedlichen Zielsetzungen.

Bei manchen Sendungen liegt der lokale Bezug auf der Hand: »main pop« (mainpop.de), »b-hof rockt« (JuZ Bechtolsheimer Hof), »café cairo« (JuZ Café Cairo) und »Indie Disco« (AKW) präsentieren lokale und regionale Inhalte oder dokumentieren das hiesige Geschehen;

als Label des Monats wird z. B. das auch überregional angesagte Karlstädter Minimal-Elektronik-Label »normoton« vorgestellt, und mit »Kaufen statt Saugen« gibt der örtliche Plattenladen H2O Empfehlungen an potentielle Kunden weiter.

Daneben finden sich thematische Schwerpunkte ohne direkten lokalen Bezug – im Fokus befindet sich hier nicht das örtliche Geschehen, sondern ein jeweils frei gewähltes Thema: »Der gute alte Punk«, »tracks to relax«, »Soundtrackzeit mit Adelheid«, »Der.JazZ«, »In diesem Sinne/politische Musik«, »Portrait Gil Scott Heron«, »Ars Longa Vita Brevis – ernste Musik für den Jahreswechsel« und andere mehr. Daß es nicht nur um Musik geht, belegt nicht zuletzt Michael Hanf selbst mit seinen »Schmäh«-Sendungen (»Warum ich Jeanette Biedermann schmähen muss!«, »Warum ich Xavier Naidoo schmähen muss!«).

Ich habe jetzt vor ein paar Wochen mit meiner eigenen Sendung angefangen – zuerst habe ich Jeanette Biedermann geschmäht, und jetzt noch Xavier Naidoo. Es geht nicht darum zu sagen, daß die Musik schlecht wäre – was mich aufregt, ist die Attitüde: Naidoo hat 2001 in einem Interview gesagt, er würde im Ausland nur Deutsch singen und seine Songs nicht internationalisieren, weil ihm die deutsche Sprache wichtig wäre. Seine englischen Lieder sind auf Englisch entstanden, aber er würde kein deutsches Lied ins Englische übersetzen.

Zwei Jahre später behauptet er auf dem gleichen Sender das genaue Gegenteil – weil er mit einem wichtigen Wu-Tang-Clan-Rapper auf Tour geht und seine Lieder auch in Australien adäquat präsentieren will. Und er vertritt diesen Standpunkt mit der gleichen Überzeugung und Seelenruhe. Darum und dagegen geht es in meinen Schmähsendungen.

Der Traum von der eigenen Radiosendung (mit weltweitem Empfang!) ist Realität geworden. Allerdings ist das Geschäftsmodell gewöhnungsbedürftig, denn der Macher der Sendung zahlt, nicht der Hörer. Die Kosten, die für GEMA-Gebühren (dadurch steht musikalisch das komplette Arsenal an bisher veröffentlichten Tonträgern zur Verfügung) und Technik (entsprechender Host/Server) anfallen, sind auf ein moderates Preismodell umgelegt: zehn Euro für eine Sendung (einmal wiederholt / eine Woche), 20 Euro für zwei Sendungen (je einmal wiederholt / zwei Wochen), 40 Euro für acht und 60 Euro für zwölf Sendungen/Monat. Für manche mag



Abb. 2
Empfangsgerät für Internet-Radio
(schematische Darstellung)



Abb. 3
Tonstudio zur Produktion von Radiosendungen
(schematische Darstellung)

dies eine Hemmschwelle sein, doch gibt es unbestritten teurere und sinnlosere Hobbies.

Mitte der 80er Jahre hat der englische Musiker und Labelmacher Chris Cutler in einem Aufsatz festgestellt, daß der allgemeine Rückgang an eigener Kreativität und damit auch Interesse für oder mindestens Toleranz von »anderen« Formen und Inhalten z. B. am Verschwinden der Mikrofoneingänge an den damaligen Kassettendecks beobachtet werden könnte: Es können dadurch nicht mehr alle Schallquellen per Mikrofon aufgenommen, sondern nur noch Geräte (Radio, CD-Player, Plattenspieler etc.) miteinander verbunden werden, die üblicherweise gekaufte Musik reproduzieren. Er malte das Schreckgespenst der Agonie des Konsumenten an die Wand, der sich nur noch mit käuflicher Ware bedienen läßt – während andererseits der Löwenanteil der Erlöse nicht an die Produzenten (Musiker, Künstler etc.), sondern an die Verwerter geht.

Die Verwerter sind es denn auch, die sich damals ihrer Sache und Geschäfte so sicher waren, daß sie heute als fast einzige wahre Verlierer da stehen. Die Entwicklung im Internet haben sie komplett verschlafen, und seit sie aufgewacht sind, haben sie nichts Besseres zu tun, als Drohungen gegen genaue jene auszusprechen, die sie zu lange für zu wenig bezahlen ließen: die Konsumenten eben, die End-User. Diesen steht heute mit dem PC und einigen wenigen, meist kostenlosen Programmen eine technische Ausrüstung zur Verfügung, von der der Profi Cutler damals nicht einmal zu träumen gewagt hätte.

Und so wird auch jene Kritik verunmöglicht, die unterschwellig immer dieses »Ich würde es besser machen, wenn ich könnte und dürfte« mittransportiert, denn: Sie können. Sie dürfen. Hinten ist noch jede Menge Platz. Steigen Sie ein!

Jochen Kleinhenz

GLOSSAR:

- Creative Commons** – Initiative für ein selbstbestimmtes Urheberrecht, das dem der freien Software ähnelt und z. B. vorsieht, daß Musik dann weiterbearbeitet werden darf, wenn das Resultat daraus wieder mit der gleichen Lizenz weitergegeben wird.
- Download** – Herunterladen einer Datei auf den eigenen PC.
- Flatrate** – Standleitung, dauerhafte Verbindung zum Internet (wird i. d. R. einmal täglich vom Flatrate-Anbieter unterbrochen).
- GEMA** – Die deutsche »Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte«. Staatlich anerkannte Treuhänderin, verwaltet die Nutzungsrechte der Musikschaffenden.
- Homepage** – Präsenz im Internet durch eigene Seiten.
- Home-Recording** – Aufnahmen und Abmischen von Musik zu Hause mit amateurhaften oder semiprofessionellen Mitteln (Tonbandgerät, Vierspur-Rekorder, PC etc.).
- Host, hosten** – Anbieter von Speicherplatz auf einem dauerhaft mit dem Internet verbundenen Rechner (= Server).
- ISDN** – Integrated Services Digital Network, Quasi-Standard der Verbindung von z. B. Telefonen oder PCs miteinander über weite Entfernungen.
- MP3** – »ISO-MPEG Audio Layer-3«, Standard zur Komprimierung von Audiodateien, subjektiv kaum unterscheidbar von z. B. CD-Aufnahmen.
- Stream, streamen** – Möglichkeit zum Anhören/Abspielen von Audiodateien, noch während diese auf den Rechner geladen werden, bzw. ausschließliche Möglichkeit zum Anhören von Dateien ohne Download (Dateien werden nur zwischengespeichert).
- USB** – Universal Serial Bus, plattformübergreifende Schnittstelle, über die z. B. fast alle mobilen MP3-Player mit dem PC verbunden werden können zur Übertragung der Sound-Dateien.
- Weblabel** – Internetseite, die Musik zum meist kostenlosen Download anbietet und die Downloads wie herkömmliche Veröffentlichungen behandelt (Numerische Liste, Druckdateien für Covergestaltung etc.).

EMPFEHLENSWERTE Lektüre:

- zur Einstimmung auf die eigene Radiosendung – Bestandsaufnahmen des Status Quo im Internet und »Stimmungsmacher« für den kreativen Umgang mit Medien (subjektive Auswahl):
- Bruce Haring: »MP3 – Die digitale Revolution in der Musikindustrie« (orange press, Freiburg 2002)
- Janko Röttgers: »Mix, Burn & R.I.P. – Das Ende der Musikindustrie« (Heise, Hannover 2003)
- Douglas Kahn, Gregory Whitehead (Hrsg.): »Wireless Imagination – Sound, Radio, and the Avant-Garde« (MIT Press, Cambridge 1992)
- Robin James (Hrsg.): »Cassette Mythos« (Autonomedia, New York 1992)
- Shuhei Hosokawa: »Der Walkman-Effekt« (Merve, Berlin 1987)

Die Perfektion des Dilettantischen

Ralf Schusters Schmalfilme

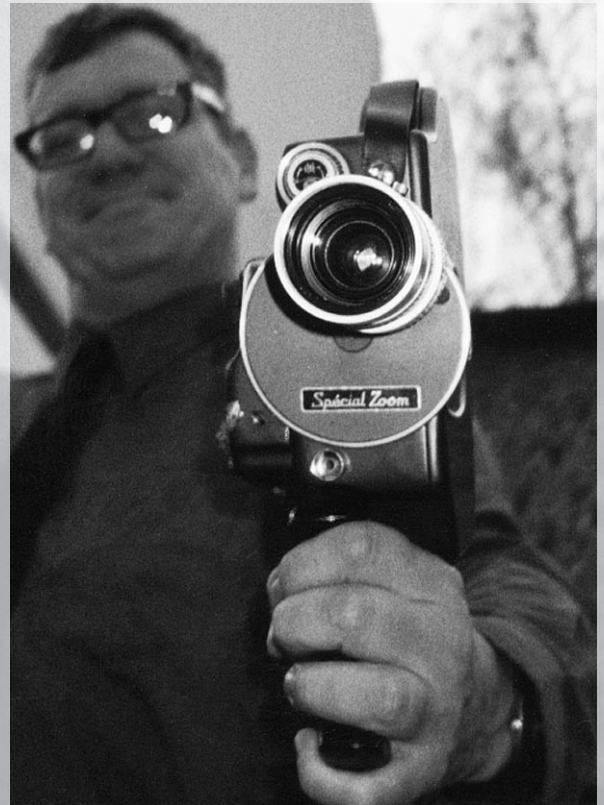
beim 31. Internationalen
Filmwochenende in Würzburg

Mit dem frühen Einbruch der Dämmerung veröden die Straßen der kleinen Stadt vollends. Der bitterkalte Wind, der über den schwarzbraun verfärbten Schneematsch bläst, verjagt noch die letzten trüben Erinnerungen an einen schon halb vergessenen Tag.

Der Fluchtpunkt für den, der sich nicht vom tristen Einerlei des provinziellen Alltags in die hinter dunklen Fenstern kleiner Häuschen lauernde Bettengruft hinabziehen lassen will, liegt am Rande von Ochsenfurt. Eine verrostete, knarrende Eisentür führt ins nur spärlich beleuchtete, noch spärlicher beheizte Innere einer alten Mühle, in dem um die zwanzig dick vermummte Gestalten im Qualm selbstgedrehter Zigaretten, die Öchsner-Flasche in der Hand, mit verhaltenem Vergnügen eine durchaus bizarr zu nennende Darbietung eines nicht minder bizarr aussehenden musikalischen Quartetts verfolgen: Ein Bassist im selbstgestrickten, türkisfarbenen Pullover lächelt beglückt ins Publikum. Ein spindeldürrer Gitarrist und eine spindeldürre Keyboarderin in abgerissenen, punkigen Klamotten bearbeiten mit ernsthafter, etwas unterkühlt wirkender Leidenschaft ihre Instrumente.

Inmitten dieses Szenarios steht ein junger Mann, der über groben Winterstiefeln Arbeitshose und -kittel trägt, das Gesicht unter der Schirmmütze hinter einer großen Hornbrille verschanzi. In fast verkrümmter, nach vorne gebeugter Körperhaltung, bearbeitet er ein kleines Drumset und raunt in monotonem Sprechgesang Erstaunliches ins Mikrofon: »Wie sollen wir aufrecht gehen können ... wenn wir ständig durch die Röhre kriechen müssen ... wir könnten ja draußen warten ... aber wir haben nicht die Ruhe ... Trieb und Moral!« – oder: »Das Leben hat kein Dach ...wir liegen alle flach ...auf dem Bauch und Rücken ...wir brauchen uns nicht bücken.« – oder: »Sprechen und hören, sprechen und hören, sprechen Sie gut?«

Dieser Mann heißt Ralf Schuster. Auftritte seiner Post-Punk-Dilettanten-Pop-Formationen »Mesomere Grenzstruktur« und »Rassenhass« hatten Mitte der 80er Jahre Kultstatus. In den verschrobenen, zwischen Melancholie, Aggressivität und Grotteske taumelnden Songminiaturen liegen wohl die Keimzellen der Schusterschen Ästhetik, wie sie noch bis heute in seiner filmischen Arbeit zu spüren sind.



Fotos: Ralf Schuster

Um 1985 herum hatte der Punk auch die unterfränkische Provinz endgültig erreicht. Der Aufruf zu Dissidenz und antibürgerlicher Attitüde, die Idee eines ungehobelt-dilettantischen Auslebens jedes kreativen Impulses, die Ästhetik des Häßlichen, des Mülls, des Destruktiven, fiel nun auch hier auf fruchtbaren Boden. Auf dem langen Weg von der Großstadt in die Dörfer hatte der Punk allerdings einiges vom noch reichlich unreflektierten, pathetischen Sturm und Drang und damit einiges der doch eher naiven Plakativität seiner Frühphase verloren, dafür um so mehr an Subtilität, groteskem Humor und Hintergründigkeit hinzugezogen. Doch blieben der Hang zum Ungehobelten, Unfertigen, das dilettantische Do-it-yourself-Verfahren

in seiner Perfektionsverachtenden Haltung, weiterhin seine bestimmenden Stilmittel. Dazu gehörte auch, daß man sich nicht auf ein künstlerisches Medium zu beschränken hatte. Gerade der stetige Wechsel zwischen verschiedenen künstlerischen Formen konnte Garant für eine ursprüngliche, unverbildete Frische im Umsetzen der eigenen kreativen Ideen werden.

Diesen Prinzipien ist Schuster in den mittlerweile über zwanzig Jahren seines Schaffens stets treu geblieben. Es gibt und gab kaum ein künstlerisches Feld, das von Schuster nicht irgendwann beackert wurde: Punk-Fanzines, Prosa- und Gedichtbändchen, Tonträger, Gemälde, Collagen, Filme und die Erinnerung an ungezählte Performances unterschiedlichster Mach- und Gangart aus den letzten zwei Jahrzehnten legen davon beredtes Zeugnis ab. Und so kann die Werkschau des Filmemachers Ralf Schuster, wie sie im Rahmen des 31. Internationalen Filmwochenendes Würzburg (und mit Unterstützung des notorischen *galerie null drei e. V.*) zu sehen war, auch nur einen – wenn auch sehr wichtigen – Teil des Künstlers Ralf Schuster präsentieren. Diese Werkschau zeigt allerdings auch, daß man es im Laufe von zwanzig Jahren auf dem Gebiet des verschrobene Dilettantismus paradoxerweise zu meisterlicher Perfektion bringen kann.

Davon ist allerdings in den frühen Produktionen noch wenig zu spüren. Die verwackelten Super-8-Streifen aus den Jahren 1986/87 versprühen noch ganz den Charme der alten »Rassenhass«- und »Grenzstruktur«-Tage, in denen der böse Punk über die friedliche Ochsenfurter Idylle hereinbrach. Das tut er beispielsweise in der Stummfilmgroteske *Das Ende des Käpt'n Flint* (1986) als ein in zerrissene Jeans und speckige, schwarze Lederjacke gekleideter Schurke, der ein kleines, einheimisches Mädchen überfällt. Den Raub ihres Rotkäppchenkorbes und die Zerstörung ihrer niedlichen Papierschiffchen bezahlt er allerdings mit einem gewaltsamen Tod. Das tut er auch in *Pest* (1987), nun aber schon in wesentlich subtilerer Form, in Gestalt der grotesken Idee, daß das friedlich-beschauliche Leben des Protagonisten von der Tyrannei wildgewordener Miniaturlandwirtschaft bedroht wird. Und das tut er auch noch in dem bereits auf 16 mm gedrehten Zeichentrickfilm *Suburb Snake* (1991), diesmal in Gestalt eines Computerspiel-süchtigen Außerirdischen, dem innerhalb von 90 Sekunden 14 Menschen zum Opfer fallen.

Als Schuster 1992 nach Berlin zieht, hat er sich als Künstler bereits etabliert, hat neben zwei Filmpreisen mit dem Passauer Scharfrichterbeil auch einen renommierten Kleinkunstpreis für seine multimedialen Aktivitäten im Duo mit seinem langjährigen Kombattanten Robert Weber gewonnen. Robert Weber, der 1986 bereits den *Käpt'n Flint* gegeben hatte, war mittlerweile auch nach Berlin übergesiedelt. Dort spielt er die Hauptrolle in *Rudis letzter Fall* (1995), einem Kurzkrimi, der das großstädtische Flair des neuen Lebensumfeldes geschickt in den mittlerweile gefestigten, skurrilen Individualstil Schusters integriert.

Zwei weitere Filme aus der Berliner Phase, *Einige Zahlen über die Bevölkerung Berlins* (1994) und *Anna in Not* (1995), zeigen vor allem, neben ihrer schwarzhumorigen Finesse, den mittlerweile nahezu perfekten Umgang Schusters mit Trickfilm- und Collagetechniken.

1995 zieht Schuster nach Cottbus um. Eine feste Anstellung an der dortigen technischen Hochschule sichert dem Künstler einerseits einen geregelten Lebensunterhalt und ermöglicht andererseits den Umstieg auf preisgünstigere Videotechnik. Die sich aufdrängende Thematik einer vom Aussterben bedrohten, langsam verfallenden Grenzstadt im deutschen Osten fügt sich perfekt in Schusters bizarre Ästhetik. Filme wie *Zu vermieten* (2004) oder *Ende eines Cineasten* (2004) sind Meisterwerke eines melancholisch-skurrilen, stets das »Normale« subversiv untergrabenden Stils auf technisch höchstem Niveau. Die Trickfilme *Anna in höchster Not* (1996) und *Wie die Putzfrau mein Lebenswerk zerstörte* (2004) sowie der experimentelle Dokufilm *New York* (2004) zeigen nochmals die Vielseitigkeit eines Filmemachers, der an den existentiellen und weniger existentiellen Problemen dieses Lebens leidet, dessen unverwundlicher, teils schroffer Humor, der sich immer noch aus der angriffslustigen Verve seiner provinziellen Undergroundsozialisation speist, ihn jedoch davor bewahrt, ins (Selbst-)Mitleidige oder Jammerhafte abzugleiten.

Die bewundernswerte innere Konsistenz und Kohärenz seines bisherigen – nicht nur filmischen – Gesamtwerkes, die unbestreitbare Qualität seiner Arbeiten, ist einmal mehr Beweis für das künstlerische Potential eines verschrobene Dilettantismus mit punkfarbenen Wurzeln.

Jürgen Zink

Künstlergespräche: Hans-Jörg Glattfelder (Paris)

»Sie müssen noch einen ernsthaften Beruf lernen ...



Foto: Aktimo

... werden Sie Architekt. Ich male auch nur sonntags.«

Der junge Hans-Jörg Glattfelder hat den gutgemeinten Rat seines arrivierten Kollegen Max Bill nicht befolgt. Er ist nicht Architekt geworden. Auch hat er versucht, unter der Woche zu malen. Eine gute Entscheidung. Denn nun gehört der mittlerweile 65jährige Künstler selbst zu den bekanntesten Vertretern der Konkreten Kunst. Seine Werke haben ihren Platz in großen Sammlungen gefunden.

Sein Grenzgänger ist so etwas wie ein Publikumsliebhaber in der Sammlung von Peter C. Ruppert im Würzburger Kulturspeicher. Von den Betrachtern mittlerweile zum »fliegenden Teppich« umbetitelte, spielt er brillant mit unserer Wahrnehmung, und warum dies so ist, wollte er bei einem Künstlergespräch erläutern.

Kurz mal von Paris herübergekommen, berichtete er über seine »Metaphern«, seine in Bildern sichtbaren Streifzüge im nicht-euklidischen Raum.

Schon die Ägypter beschäftigten sich mit der »Raumlehre«, der angewandten Geometrie, um ihre berühmten Pyramiden zu bauen oder um nach Überschwemmungen des Nils die Grenzlinien nachzuziehen. Doch erst die Griechen setzten sich auch theoretisch mit der Geometrie auseinander und begannen die Griechen aufeinander und begannen mit gedachten Punkten, Linien, Kurven, Ebenen und Körpern zu arbeiten. Euklid, ihr um 300 v. Chr. in der Metropole Alexandria lebender Landsmann, verhalf der Raumlehre zu ihrer eigentlichen Bedeutung. In seinem berühmten Werk »Elemente« fasste er die bis dato gefundenen Erkenntnisse zusammen. Es wurde zum erfolgreichsten Lehrbuch, welches je verfaßt wurde, und ist in modifizierter Form auch heute noch in Gebrauch. Ausgehend von Axiomen, Aussagen, die so selbstverständlich waren, daß sie nicht bewiesen werden mußten, begründete er die nach ihm benannte »euklidische« Geometrie. Vor allem das fünfte Parallelaxiom wurde berührt. Dieses fordert, daß für jede beliebige Gerade und für jeden beliebigen Punkt, der nicht auf dieser Gerade liegt, eine eindeutig bestimmbare Gerade existiert, die durch diesen Punkt geht oder die die erste Gerade nie schneidet. Kompliziert? Was heißt nun aber »nicht-euklidisch«? Die Unterscheidung ist, daß hier das Parallelaxiom nicht gilt. Das bedeutet aber nicht, daß es falsch sei. In der nicht-euklidischen Geometrie gilt, daß es durch einen Punkt außerhalb einer Geraden nicht nur genau eine Parallele gibt (es gibt entweder keine oder mehrere Parallelen). Es ist auch erlaubt, daß sich Parallelen schneiden. Ein Beispiel dafür wäre die zweidimensionale Geometrie auf einer Kugeloberfläche oder die Geometrie des Raumes der Allgemeinen Relativitätstheorie. Kompliziert!

Hans-Jörg Glattfelder gestaltet in seiner Werkserie gekrümmte Räume, die der gewohnten Würfelform als Raumvorstellung widersprechen. Die kürzeste Verbindung zweier Punkte ist eben keine Gerade, sondern eine gekrümmte Linie. Immer noch kompliziert? Die Unterteilung des Raumes in drei Dimensionen ist ein Problem, das seit der 60er Jahre dreidimensionale Reliefbilder nach Maß gefertigt. Als manchem Kalender »Plakatkleber quasi« hat er manches volkstümliche Fest mit konkreter Kunst dekoriert, wie er unumwunden zugibt. Das Ende seiner Kunst für die Allgemeinheit kam dann bezeichnenderweise mit einer Dekoration für eine Bank. »Auch ein Künstler muß schließlich von etwas leben.«

Leider wurden seine »Pyramiden« auch fleißig geklaut. Auch heute noch begegnen Glattfelder seine künstlerischen Ideen in der Werbung und des Sehens einer Fläche und eines Raumes zu visualisieren. »Ich wollte in meine Bilder einbringen, daß die Rechtwinkligkeit keine zwingende Raumvorstellung sein muß. Die Arbeiten werden zu Denkvorschlägen, wie der Raum sein kann – Metaphern eben. Theorien der Mathematik werden zur Herausforderung. Eine große Befreiung war nach den Reliefbildern der Versuch, die Thematik der Abkehr vom rechten Winkel ist provokant, zumindest, wenn man im Bereich der Konkreten Kunst zu beweisen, So wird Hans-Jörg Glattfelder selbst zum Grenzgänger. Ganz wie sein in Würzburg präsent Kunstwerk.

Achim Schollenberger

Die Reihe **Künstlertgespräche** ist eine Veranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis Kulturspeicher e.V.

Nächster Termin:
Donnerstag 21.4.05, 19:30 Uhr mit Martin Willing, Köln.

Ort: Museum im Kulturspeicher
Veitshöchheimer Str. 5
97080 Würzburg

www.kulturspeicher.de



Foto: Hammerich

tanzSpeicher im Gespräch

Nach einem Jahr

Mit dem Stück *Tischgespräche* begann am 14. Februar vor einem Jahr die erste Spielzeit des tanzSpeichers. Die Idee, die dem tanzSpeicher mit Sitz im Kulturspeicher zugrunde liegt, entstand bereits vor zehn Jahren: Ein Theater ausschließlich für den Zeitgenössischen Tanz!

Initiator und Motor war und ist der freie Choreograph und Tänzer Thomas K. Kopp. »Mit dem tanzSpeicher lebe ich meine Rolle als Choreograph erst richtig«, so der Theaterleiter Kopp. Seine *Tischgespräche* wurden in diesem ersten Jahr bereits 28 Mal aufgeführt. Und auch im Spielprogramm für das nächste Jahr ist der Publikumsliebbling *Tischgespräche* wieder enthalten – ein Stück, das den Zuschauer mit der Frage nach notwendiger persönlicher Distanz konfrontiert.

Nicht nur hauseigene Darbietungen füllten den Keller des Kulturspeichers, auch die Gastspiele erregten

das ganze Jahr über reges Interesse. Eine weitere Erfolgsgeschichte erzählt die *Tanzlandschaft 2004*, die dieses Mal vom 11. bis 21. November im tanzSpeicher stattfand. Große Namen des Zeitgenössischen Tanzes wie Jochen Roller und Xavier Le Roy und viele andere ausgefallene Produktionen waren Teil der erfolgreichen dritten *Würzburger Biennale für Zeitgenössischen Tanz*.

»Die Tanzlandschaft 2004 war ein Rausch. Es war eine organisatorische, körperliche sowie geistige Meisterleistung, die uns gelungen ist«, empfindet das Mitglied der hauseigenen Kompanie, Katharina Lehmann. Für den Theaterleiter Thomas K. Kopp war die Organisation der *Tanzlandschaft 2004* der zweite größere Angstmoment des gesamten ersten Jahres. Erstmals befahl ihn Besorgnis unmittelbar vor der Eröffnung des tanzSpeichers: Die Bestuhlung konnte nicht mehr aus

eigenen Mitteln geleistet werden. Ein Spendenaufruf verhalf dem Theater zu seiner heutigen maximalen Auslastung von 120 Sitzplätzen.

Neben Zuschüssen der Stadt finanziert sich das freie Theater zum Großteil durch Sponsoren. Innovative Ideen wie die finanzielle Patenschaft für einen Stuhl oder für notwendige Scheinwerfer decken im Moment den Bedarf gerade so. »Das Halten des tanzSpeichers bleibt weiterhin ein Problem«, so Kopp. Ob er schon einmal mit dem Gedanken des möglichen Scheiterns gespielt hatte? Überzeugt von der Notwendigkeit einer Plattform für Zeitgenössischen Tanz, schloß er ein völliges Desaster von vornherein aus. Und sowohl die 98 % Zuschauer-auslastung des Theaters im ersten Jahr, Publikum, das inzwischen selbst aus Aschaffenburg und Nürnberg angereist kommt, und die rege Resonanz vor allem auch bei der deutschlandweiten Szene des Zeitgenössischen Tanzes, sprechen eindeutig für sein Konzept.

Die vier tragenden Säulen des tanzSpeichers sind: Ein Forum für die lokale und regionale Tanzszene zu sein, Festivals und Sonderveranstaltungen zu etablieren, Gastspiele nationaler und internationaler Kompanien erfolgreich zu integrieren und natürlich die hauseigenen Produktionen zu bieten.

Wie schon der äußerst erfolgreiche Premierenabend der *Tischgespräche* zeigte, kann der tanzSpeicher auf eine ausdrucksstarke und begeisternde Kompanie aufbauen. Die sechs Tänzer – Katharina Lehmann, Steffi Römer, Ilona Schiftner, Thomas K. Kopp, Hannes Langolf und Marie Preußler – werden im nächsten Jahr verstärkt Gastauftritte wahrnehmen, um vorhandene Netzwerke zu festigen oder neue aufzubauen.

Die Szene des Zeitgenössischen Tanzes ist klein, man kennt sich und man lebt vom regelmäßigen Austausch. Dieser familiäre Charakter ist bereits im tanzSpeicher zu spüren. »Wir sind eine Familie, und unser gemeinsames Thema ist der Zeitgenössische Tanz«, beschreibt es Katharina Lehmann, die von Anfang an bei der Gruppe um Thomas K. Kopp tanzte. Sie nennt Kopp den »Motor, der unheimlich viele Visionen in sich trägt«.

Er selbst bestätigt, ganz dem Zeitgenössischen entsprechend, seinen Willen zur ständigen Entwicklung und Veränderung. Eine Vision für den Herbst 2005: Drei verschiedene Stücke von drei verschiedenen Choreographen, die von der gleichen dreiköpfigen Tänzergruppe realisiert werden.



Thomas K. Kopp (Foto: Hammerich)

Als Geschenk zum Einjährigen wird im April eine Koproduktion zwischen Thomas K. Kopp und Stefan Dreher aus Belgien auf der Bühne des tanzSpeichers zu begutachten sein. *Station to Station* soll innerhalb von nur zehn Tagen in Zusammenarbeit mit Drehers eigenen Tänzern und denen des tanzSpeichers einstudiert werden.

Absoluter Höhepunkt wird natürlich die Deutschlandpremiere des Solos von Jessica Iwanson, Leiterin der Münchner *Iwanson Schule* im Würzburger tanzSpeicher. »Jetzt geht's richtig los ...« so Thomas K. Kopp.

Diana Feuerer

»**Company in residence**« (hauseigene Kompanie): Katharina Lehmann, Steffi Römer, Ilona Schiftner, Thoma K. Kopp, Hannes Langolf und Marie Preußler.

Spielplan Februar–Juni 2005:

26./27. Februar »und dann...?« – Jessica Iwanson

12./19. März »Tischgespräche« – Thomas K. Kopp & Kompanie

8./9./10. April »Station to Station« – Stefan Dreher & Thomas K. Kopp
23. April »works in progress« Tänzerische Vorausbildung

07. Mai »München Paket«

04./05. Juni »Streiflichter, version 1.5« – Thomas K. Kopp & Kompanie
18./25. Juni »Tischgespräche« – Thomas K. Kopp & Kompanie

Philosophie unter Krawattenzwang



Peter Bieri in der Buchhandlung Neuer Weg
– er weiß noch nicht, ob er am nächsten Tag zur »Residenzvorlesung«
mit Krawatte antreten soll oder gar muß. (Foto: Weissbach)

Peter Bieri macht es seinen Lesern leicht und schwer. Er schreibt über komplizierte Themen mit bewundernswerter Klarheit, aber er verwirrt mit einer Doppelexistenz, die bereits kuriose Züge annimmt. Davon zeugt sein neuer Roman *Nachtzug nach Lissabon*, den er unter dem Pseudonym Pascal Mercier erscheinen ließ und in dem vermerkt ist, daß der Autor – also Mercier – 2001 unter dem Namen Peter Bieri ein Buch mit dem Titel *Das Handwerk der Freiheit* herausbrachte.

Diese Verflüchtigung zur Autorenrolle hatte der leibhaftige Bieri – 1944 geboren in Bern – wohl nicht gewollt. Sein Pseudonym sollte zunächst nur die unvoreingenommene Aufnahme seines ersten Romans *Perlmanns Schweigen* gewährleisten. Bieri fürchtete damals

– 1995 – Rückschlüsse auf seinen Beruf als Philosophieprofessor – er lehrt noch heute in Berlin – und auch ein bißchen um seinen Ruf.

Nachdem der Roman vor der Kritik bestanden hatte, gab er sich 1998 bei der Veröffentlichung seines zweiten Romans »Der Klavierstimmer« zu erkennen. Sein Pseudonym behielt er aber bis heute bei.

In seinem neuen Roman hat Bieri die Idee, ein anderer zu sein, sogar zum Thema gemacht und bei einer Lesung in der Buchhandlung Neuer Weg in Würzburg erfahren, daß sie abrupte Rollenwechsel abverlangt. Dort ließ er vor rund 100 Freunden der Literatur eben noch die Phantasie zur nahen Festung schweifen, die ihn an Kafkas *Schloß* erinnert hatte; und dann beschäftigte ihn

schon der Gedanke, am nächsten Tag wohl mit Krawatte zur »Residenzvorlesung« im Sitz der ehemaligen Fürstbischöfe antreten zu müssen. »Das scheint ja etwas ganz Vornehmes zu sein«, unkte Bieri und kündigte an, in dem Vortrag zu erklären, warum die Hirnforschung die Freiheit des Willens nicht untergrabe, also kein neues Menschenbild erfordere.

Als Bieri tags darauf – mit Krawatte – den mit rund 300 Zuhörern überfüllten Saal betrat, gab es keine Zweifel über sein Rollenprofil mehr. Karl-Heinz Lembeck, der Gastgeber von der Würzburger Universität, führte das Interesse an dem Philosophen vor allem auf den Erfolg des Buches über die Freiheit zurück. Es ist mehr als 40 000 Mal verkauft und von Studenten angeblich sogar freiwillig gelesen worden – beides gilt als Sensation. Mit diesem Buch im Rücken versuchte Bieri nachzuweisen, daß der Konflikt zwischen Willensfreiheit und neuronalem Determinismus nur durch den Irrglauben zustande gekommen sei, die Hirnforschung beschreibe eine echtere Wirklichkeit als die Begriffe, mit denen sich Menschen über ihre Handlungsmotive verständigen. Das Gehirn denke aber nicht, sagt Bieri. Neuronale Muster seien keine Gedanken. Beiden Beschreibungen komme deshalb ein je eigenes Recht zu.

Damit war das Terrain behauptet, auf dem er am Tag zuvor »in die Tiefe« der Romancharaktere blicken ließ. Da kam es Bieri darauf an zu zeigen, was genau den Lehrer Raimund Gregorius bewogen hatte, sich für ein neues Leben zu entscheiden und sich dabei in ein Buch des portugiesischen Adligen Amadeu de Prado hineinziehen zu lassen. Solche Wendepunkte hatte Bieri auch in seinem Buch über die Freiheit analysiert und daraus geschlossen, daß man zum »Autor des Willens« werden müsse; der innere Prozess der Willensbildung war aber unklar geblieben. Bieri hatte als Philosoph »noch keine gute Antwort« und übergab gewissermaßen an den Romanautor, der es besser machen sollte.

Im *Nachtzug nach Lissabon* setzt dieses Problem nun eine lange Reise fort. Es war von der Philosophie in die Psychologie gewandert, aber nie ist wirklich geklärt worden, wie man von der Innenwelt des Menschen überhaupt wissen konnte. Homer kannte sie noch nicht. Die Philosophen haben dem Menschen dann eine Seele eingepflanzt, die über den inneren Sinn – ihr einziges Organ – ihre Regungen angeblich zur Kenntnis nahm. So dachte man noch im 19. Jahrhundert, bis sich Franz

Brentanos Auffassung durchsetzte, daß jeder psychische Akt per innerer Wahrnehmung mit untrüglicher Sicherheit sich selbst gewahr werde – wer denkt, weiß auch, daß er denkt.

Die Psychologen der Würzburger Schule beobachteten um 1900 – nach Brentanos Lehre – systematisch Denkprozesse, aber ihre Ergebnisse waren umstritten. Die innere Wahrnehmung, hieß es, sei nur eine vage Analogie zur optischen Wahrnehmung und die gesamte Innenwelt bloß eine räumliche Metapher, um Immaterielles – Geistiges – verorten zu können. Damit kam nach der Seele und dem inneren Sinn nun auch die innere Wahrnehmung – auch Introspektion genannt – in Mißkredit; und bald sind geistige Vorgänge sogar gänzlich neu lokalisiert worden. Gottlob Frege zufolge gehörte das Denken weder der Innen- noch der Außenwelt an. »Ein drittes Reich muß anerkannt werden«, meinte er, in dem man Gedanken faßte; und Edmund Husserl war ebenfalls überzeugt von einem »eigenen Reich«, in dem das Denken sich selbst gegenwärtig, bewußt sei. Dabei schwebte es – so Husserl – »sozusagen in der Luft«.

Plausibler wurde diese waghalsige Idee durch die Erkenntnis, daß sich die geistige Welt doch irgendwie in Wörtern wie »Denken«, »Meinen«, »Wollen« materialisiert. Auch sie bezeichnen meist keine inneren Vorgänge, sondern regulieren oft nur alltägliches Handeln. Ein Satz wie »Ich denke daran« bedeutet, eine Verpflichtung einzugehen, nicht aber zu denken. Mit solchen Analysen hat Bieri seine philosophischen Lehrjahre verbracht und in den 80er Jahren Texte herausgegeben, in denen die Begriffe für das Mentale akribisch untersucht wurden. Einer der Autoren bahnte mit der verblüffenden Frage »Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?« allerdings die Einsicht an, daß die geistige Welt nicht ganz in Sprache aufgeht und der erlebnisgetönte Hintergrund des Bewußtseins tendenziell fremd bleibt – undurchsichtig.

In dieser Version hat Bieri die alte Frage nach den inneren Vorgängen im »Nachtzug nach Lissabon«

Bücher

Peter Bieri hat unter dem Pseudonym Pascal Mercier drei Romane veröffentlicht. Die ersten beiden – »Perlmanns Schweigen« (1995) und »Der Klavierstimmer« (1998) – gibt es bei Bertelsmann noch als Taschenbuch. Sein neuer Roman »Nachtzug nach Lissabon« ist 2004 beim Hanser-Verlag erschienen. Der philosophische Essay »Das Handwerk der Freiheit« (2001) mit Peter Bieri als Autor ist ebenfalls noch als Taschenbuch beim Fischer-Verlag erhältlich.

platziert. Dort bemerkt der Lehrer Gregorius, daß es ihm kaum schwerer fällt zu erfahren, wie es ist, ein anderer – de Prado – zu sein, als sich selbst zu erkunden. Als er sich etwa vergewissern will, wann die Entscheidung gefallen war, ein neues Leben anzufangen, stößt er auf keinen inneren Ruck; seine »Archäologie der Seele« bringt nur Äußerlichkeiten zutage wie etwa den fremden Klang des Wortes »Portugues«, der ihn zum Komplizen einer anderen Welt machte.

Bereits in dieser Anfangsszene ist sein Inneres offen zur Außenwelt, in der schon eine kleine Irritation den Lebensstrom in eine andere Form umlenken kann. Als solche erweist sich vor allem de Prados Buch, in das sich Gregorius hineinliest. Er sitzt damit bereits im Zug und könnte noch aussteigen, aber dann wechselt er sogar in die 1. Klasse über. In Lissabon taucht er schließlich immer tiefer in die Biografie de Prados und in die portugiesische Sprache ein und entfernt sich von seinem bisherigen Leben zusehends. Innerlich und äußerlich hat er eine große Strecke zurückgelegt.

Zuletzt schläft Gregorius im Kinderbett – ein überdeutliches Wiedergeburtstmotiv, das die märchenhaften Züge des Romans unterstreicht. Die Innenwelt wird von Bieri in eingestreuten Passagen aus de Prados Buch nach dem neuesten Stand abgehandelt. Dabei führt er die innere Wahrnehmung an Begriffe wie »Erlebnis« und »Erfahrung« heran, die ohne Phantasie nicht denkbar sind und deshalb nie als unbezweifelbare Tatsachen gelten können. All diese angeblich inneren Vorgänge, Akte, Episoden gehören eben doch einer erschriebenen und immer wieder umgeschriebenen Welt an, in der Begriffe und Modelle – mit der Seele angefangen – erprobt wurden, um Personen von Dingen unterscheiden zu können und sich selbst und andere zu verstehen.

Bieri verteidigt diese schimärische Welt, die – nach Homer – für das menschliche Selbstverständnis nur auf andere Weise wirklich geworden ist, als die materielle, die körperliche, die neuronale Welt; er versucht aber, sie zeitgemäßer auszugestalten. An Peter Handkes vertrackter »Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt« führt er zum Beispiel vor, daß man in solch einem Spiegelsystem nicht entdecken kann, was man wirklich denkt, will oder glaubt, sondern nur eine unauslotbare Fülle von eigenen und fremden Erfahrungen. Sich zu verstehen, bedeutet deshalb stets, einen Teil davon zu mobilisieren und dem Leben damit ein Profil zu geben.



Foto: Weissbach

Bieri zufolge ist das nur als Erzählung möglich. Sie ist die Form, in der sich das Innere artikuliert und die den Philosophen zur Literatur drängt.

Aus dieser Sicht sind Bieris Romane weit entfernt von Hobbypoesie und auch von einer »Parallelpoesie«, wie sie Niklas Luhmann zur Erklärung seiner Theorie erwogen hatte. Um so merkwürdiger ist es, daß Bieri sein konsequent verzahntes Werk nicht souverän – wie etwa Sartre – aus einer Hand entlassen wollte. Mit dem kunstgewerblichen Titel von de Prados Buch »Ein Goldschmied der Worte« scheint er sogar noch immer warnen zu wollen, als Romanautor nicht zu weit – bis zum Kitsch – zu gehen; obwohl er gerade die literarische Arbeit als intensivste Form des Lebens gepriesen hat – »die gegenwärtigste Gegenwart, die ich kenne« – und sie zum Modell für die Willensbildung machte. Dabei ist nach Bieri jeder Mensch ein Autor.

Gerade mit diesem Bogen von der Philosophie über die Literatur zur Lebenspraxis enthüllt sich der ängstliche Poet letztlich aber doch als Denker, der sich etwas traut. Er hatte schon in der Fledermaus-Frage Sartres Hauptmotiv wieder aufkeimen gesehen und fand es »nicht übertrieben, von einer neuen Existenzphilosophie zu sprechen«. Dieses große Projekt führt Bieri ohne große Geste in seinen Romanen fort. Sie erkunden mit selten erreichter Genauigkeit und Klarheit, wie es heute ist, ein Mensch zu sein – die menschliche Existenz; aber sie lassen allenfalls erahnen, wie es dem Autor gelingt, als Peter Bieri und Pascal Mercier – und mit Krawattenzwang – authentisch zu sein.

Sein verschämtes Pseudonym läßt sich jedenfalls nicht mehr aus der Welt schaffen.

Helmut Klemm

Dazwischen Kultur

120 Panelisten werden uns lehren, das Lesen zu fürchten

Schuhfabrikanten haben es leicht. Sie unterliegen einer normativen Kraft des Praktischen. Jedenfalls ist bislang kein Fall bekannt, daß einem vor lauter Marketing und Design zwar abgefahren-geile Schnürsenkel gelungen, dafür aber die Sohlen abhanden gekommen wären. Modernen Blattmachern hingegen passiert es, daß sie nicht mehr wissen, warum man ihre Lokalzeitung lesen soll. Es muß Gründe gegeben haben, doch wie beim Pawlow'schen Hund wird der Speichelfluß noch ausgelöst, obwohl es längst kein (nahrhaftes) Futter mehr gibt.

Das Mißverhältnis ist bekannt: Während eine immer komplexer, komplizierter und zugleich verletzlicher werdende Welt gerade auch im Lokalen ein Mehr an fundierter Information bedürfte, um sinnvolle, angemessene Entscheidungen in allen Lebensbereichen treffen zu können, leisten wir uns den Luxus, uns mit Medien zu begnügen, die immer dumpfer, immer mehr auf billige Unterhaltung ausgelegt, diesen Informationsbedarf – und sei es aus Gründen der Verständlichkeit für alle – geradezu programmatisch nicht befriedigen.

Aber wir sind mündige Bürger. Wer nur will, hat alle Möglichkeiten. Es gab freilich eine Zeit, da waren sich Verleger und Journalisten einig, daß für ein wohlgeordnetes (demokratisches) Gemeinwesen die Bürger mit den notwendigen Informationen aktiv versorgt, ja sie damit konfrontiert werden sollten und dies keineswegs wirtschaftlichen Interessen schaden müßte. Solche Rede läuft mitnichten zwangsläufig auf die Weisheit hinaus, früher wäre alles besser gewesen. Es war höchstens anders beschissen.

Ein Fräulein stand am Meere ...

Anders war aber auch, daß einstmals jene Ansprüche formuliert wurden, deren Erfüllung alles zum Guten führen sollte, während diese inzwischen zu Gemeinplätzen verkommen sind – wie etwa der grundgesetzlich vertäute Auftrag der vierten Gewalt –, die jeder Blattmacher als gegessen für sich reklamiert, obgleich wir von der Erfüllung weiter entfernt sind denn je. Und werden

Defizite eingeräumt, dann sind es die Leser, die guten Journalismus nicht honorieren. Vermutlich stimmt das sogar ... und es stimmt auch nicht, aber das ist ein anderes Thema.

Wenn nun ein neues Instrumentarium zur Erforschung von Lesergewohnheiten und Leserinteressen (*Readerscan* – siehe Kasten) derart für Furore sorgt, daß sich die Zeitungsverlage wie die Hyänen darauf stürzen, dann doch wohl, weil sie einerseits nichts, auf jeden Fall aber nichts Genaues über ihre Leser wissen und andererseits kein eigenes ehrenhaftes Anliegen haben bzw. kein solches ihnen geeignet erscheint, die offenkundige Krise zu meistern. Sie konstatieren einen Aufschwund und suchen ihr Heil in einer besseren Einstellung auf die Leserinteressen, und die würden nun mal in die große Welt weisen. Für einen Kaufmann klingt das vernünftig.

Andererseits ist es erst wenige Jahre her, da war man in den Verlagshäusern landauf, landab überzeugt,

Readerscan

... ist eine neue elektronische Methode der Leserforschung. Entwickelt von dem Schweizer Carlo Imboden liefert sie den Zeitungsverlagen – die zwischen 75 000 und 150 000 Euro dafür ausgeben – ähnlich wie beim Fernsehen eine tägliche Quote. Dazu wird einer ausgewählten Gruppe von Abonnenten (Panelisten), die im Falle der Mainpost einer anvisierten jüngeren Ziel-Leserschaft entspricht, ein elektronischer Stift in die Hand gegeben, mit dem bei der täglichen Zeitungslektüre der jeweils letzte, gelesene Satz eines Artikels markiert werden soll. Diese Daten werden gewissermaßen in Echtzeit an den Verlag übermittelt, sodaß die Redaktion noch am selben Tag für jeden Artikel eine Lesequote hat und darauf reagieren kann. Wie Mainpost-Chefredakteur Michael Reinhard hervorhebt, hat der »gläserne Leser« bei der Mainpost bereits zu erstaunlichen Ergebnissen und damit zu einschneidenden Veränderungen der Zeitung (*Kultur-Journal*) geführt und wird in den nächsten Jahren »die Zeitungsbranche revolutionieren«. Allerdings sollte man noch wissen, daß es bei der Mainpost 120 solcher Panelisten gibt. 120 Leser, die sich bereiterklärt hatten, dabei mitzumachen, und die seitens der Mainpost als »repräsentativ« gelten, schaffen die Datenbasis für die Umgestaltung der Zeitung. Die Zweifel an der behaupteten »Wissenschaftlichkeit« dieser Methode könnten sogleich zu einem weiteren Artikel verleiten ... lassen wir das. Nur noch der Hinweis, daß die seit Jahren beim Fernsehen erforschten vergleichbaren Quoten natürlich zu einem wesentlich »besseren« Programm geführt haben und wie auch die in der Öffentlichkeit weniger bekannten »Abdruckquoten«, etwa bei Presseagenturen, im Laufe der Zeit vor allem hervorragend zum Abstrafen des Personals geeignet sind.

die Zukunft der Zeitung läge im Lokalen (aus Kostengründen wurden daraus jedoch kaum Konsequenzen gezogen). Gottlob, jetzt weiß man es sicher besser und: Man tut es.

Eine Methode, die sich dabei gleich selbst bestätigt, ist dafür geradezu ideal. Daran können keine Zweifel geduldet werden – in der Philosophie würde man zwar von einer Immunisierungsstrategie sprechen, aber wenschert es, wenn die Rechnung aufzugehen scheint. Da fällt den Blattmachern nicht einmal mehr auf, daß die Ergebnisse ihrer neuen Methode teilweise atemberaubend banal sind: Daß ein Bericht über den Kaninchenzüchterverein vornehmlich die Kaninchenzüchter interessiert, darauf muß man erst einmal kommen. Zugegeben – in Sachen Kultur ist der Fall komplizierter. Oder vielleicht doch nicht?

... und seufzte lang und bang, ...

Man solle sich den klaren Blick nicht durch zuviel Sachkenntnis trüben, riet einst der Schriftsteller Johannes Bobrowski. Soll heißen: Statt sich mit der Auslegung zweifelhaft zustande gekommener Statistiken zu »hirnen« (Mainpost-Chefredakteur Michael Reinhard) und womöglich doch – wie Gert Fricke von den Freunden des Kulturspeichers bei einer Diskussion mit Mainpost-Redakteuren zu Recht anmerkt – die falschen Schlüsse daraus zu ziehen, hülfen unter Umständen, sich darauf zu besinnen, was eine Lokal- oder meinetwegen Regionalzeitung (mit verschiedenen Lokalteilen) überhaupt sein kann, worin ihre spezifische Kompetenz besteht.

Selbst wenn es ein Zurück nicht mehr geben sollte, würde deutlich, warum eine Lokalzeitung einst als unverzichtbar angesehen wurde und warum dies inzwischen nicht mehr so ist: Natürlich sind es die geradezu intimen Kenntnisse der lokalen Verhältnisse. Die bestehen vermutlich noch immer – man merkt dies kaum, aber man duzt sich. Unverzichtbar aber war die Lokalzeitung, solange der Leser darauf vertrauen konnte, daß seine Zeitung sich bemühte, im Sinne eines Generalanzeigers wirklich alles Geschehen von eventuell auch nur geringer Relevanz im Zuständigkeitsbereich zu berichten.

So paradox es klingt: Für den Leser war wichtig, daß das meiste in seiner Zeitung ihn nicht interessierte. Somit erfüllte die Zeitung den Lesersanspruch, selbst wenn dieser tatsächlich nicht immer eingelöst werden

konnte – im schlimmsten Fall entschuldigte sich die Redaktion und »zog nach«. Die Glaubwürdigkeit des Bemühens war entscheidend. Verrückterweise konnten sich diesbezüglich gerade auch die kleinen Zeitungen beweisen.

... es rührte sie so sehre ...

Mit der zunehmenden Pressekonzentration büßten die Lokalzeitungen aber diese Kompetenz ein. Es überlebten allerorts die wirtschaftlich erfolgreichereren, und das waren die, die – was zunächst von den Lesern als Vorzug angesehen wurde – beizeiten ihre überregionale Berichterstattung ausweiteten, die für ein breiteres Publikum schrieben, die sich populärer Themen annahmen. Solange die größeren die kleineren aufsaugen konnten, stiegen die Auflagen ohnehin. Aber gleichzeitig wurde die Lokalberichterstattung (verschiedene Lokalteile) zunehmend zu einem ärgerlichen Kostenfaktor – man

Ein Medium für die ganze Familie – Frühstückslektüre im Theatercafé



verabschiedete sich von dem Anspruch, alles Geschehen (im jeweiligen Verbreitungsgebiet) zu berichten. Nicht zuletzt weil Institutionen, Parteien, Verbände usw. ihre Öffentlichkeitsarbeit perfektionierten und allorts die Redaktionen oft mit aufgeblasenen Belanglosigkeiten zu-müllten. Wie auch immer: Die Berichterstattung wurde mehr und mehr der Beliebigkeit anheimgegeben. Plötzlich wurden die kleineren, noch verbliebenen Lokalzeitungen geschätzt. (Man erinnere sich, daß auch in Würzburg noch in den neunziger Jahren das Fränkische Volksblatt – trotz seiner Bindung an die Kirche – als eindeutig bessere Lokalzeitung angesehen wurde.) Den Konzentrationsprozeß konnte diese Umwertung aus verschiedenen Gründen freilich nicht mehr aufhalten.

... der Sonnenuntergang.

Die Beliebigkeit dessen, worüber und worüber nicht berichtet wurde, entwickelte sich für die nunmehr



großen Regionalzeitungen zunehmend zu einem Dilemma. War es lange so, daß zahlreiche Leser sich unbedingt eine Lokalzeitung leisteten und zusätzlich entweder eine große, überregionale Tageszeitung wie FAZ, SZ oder gar NZZ auf der einen Seite oder die Bildzeitung auf der anderen Seite, wird plötzlich in immer stärkerem Maße die Lokalzeitung überflüssig (eben weil »beliebig«). Und sie verspielt mit jeder aus Kostengründen durchgeführten redaktionellen Rundenerneuerung deutlicher ihre lokale Kompetenz. Die für die großen überregionalen Themen hat sie – trotz und wegen der ausgiebigen Verwendung von Agenturmeldungen – ohnehin nicht, und an der Schamlosigkeit der Boulevard-Presse gebricht es ihr ebenso, selbst dort, wo eifrig daran gearbeitet wird (es müssen noch zu viele Rücksichten genommen werden). Die Folge ist eine Umkehrung der Bewertung.

Gerade nun mit dem, was einst ihre Glaubwürdigkeit ausmachte, also jenes, was den Leser nicht interessierte, wird die Lokalzeitung für immer größere Kreise ihrer Leserschaft zunehmend zu einem Ärgernis. Im besten Falle empfindet man heute die einzige, noch verfügbare Tageszeitung einer Region als notwendiges (Todesanzeigen-)Übel. Insofern ist es tatsächlich unfair, etwa den Kulturredakteuren – wie geschehen – vorzuhalten, sie würden »bescheidene« Artikel schreiben; vielleicht sind die Artikel sogar besser als in früheren Tagen. Aber da sich der Anspruch der Zeitung geändert hat, hat sich damit einhergehend auch der Maßstab geändert.

Es mag ferner sein, daß der Siegeszug der elektronischen Medien den Printmedien zusätzlich schadet, im strengen Sinne ursächlich für diese Entwicklung ist er nicht. Und selbst der Umstand, daß auch die großen, überregionalen Zeitungen seit Jahren an Auflage einbüßen, verweist auf kein Gegenargument. Es ließe sich leicht plausibel machen, daß es gerade die von der Pressekonzentration ausgehende Verflachung der Medienlandschaft sein dürfte, die auch diese Blätter mit in einen Abwärtsstrudel reißt.

Mein Fräulein, seien Sie munter, ...

Es geht hier übrigens nicht darum, die Lokalzeitungen zu retten, zumal mit einem Parforceritt gar nicht alle wesentlichen Faktoren gewürdigt werden können, es soll lediglich verdeutlicht werden, warum der Unmut über die Rodung eines Biotops so heftig ausfällt.



Als eine Art Biotop konnte bislang nämlich in vielen Regionalzeitungen der Kulturteil angesehen werden. Kulturredakteure genossen einen Sonderstatus, sie konnten ab und an noch etwas anspruchsvoller oder kritischer schreiben, mußten sich nicht gnadenlos am Massengeschmack, sondern konnten sich am durchaus regen, freilich mitunter sehr, sagen wir, speziellen, lokalen Kulturgesehen orientieren, was – um im Bild zu bleiben – ganz nebenbei einer Vielzahl von kulturellen Kleinstlebewesen das Überleben ermöglichte. Auch wenn über die Jahre der Kulturteil bereits Federn hatte lassen müssen, für viele Leser erfüllte er mal etwas mehr, mal etwas weniger noch das, was man von einer Lokalzeitung erwartete.

Mit den nun vollzogenen Änderungen bei der Mainpost wurde aus dem noch halbwegs verlässlichen Kulturteil ein völlig beliebiger Mix von Artikeln, in denen doch tatsächlich bisweilen auch Kulturthemen behandelt werden. Ja, wie seitens der Redaktion fast schon weinerlich beteuert wird, soll es davon sogar mehr geben, als je zuvor. Nur geschieht dies schwerlich aus dem Anliegen, dem Leser viel Kultur zu bieten, sondern weil sich beispielsweise mit einem Interview mit irgendeinem Filmstar die Seiten viel kostengünstiger,

wenn nicht gar kostenlos füllen lassen, da dies von den PR-Agenturen der Filmverleihfirmen üppig angeboten wird, wie übrigens auch die hübschen Bildchen aus Kinofilmen, die kostengünstig die verschiedensten Themen wie aus dem Leben gegriffen illustrieren – »Foto: Cinetext«.

... dies ist ein altes Stück, ...

Der Protest von Kulturschaffenden und Kulturinteressierten richtet sich schlicht und ergreifend dagegen, daß die Monopolstellung der hiesigen Tageszeitung genutzt wird, sich noch weiter vom gesellschaftlichen Auftrag einer verantwortungsbewußten Berichterstattung zu entfernen.

Zugegeben, er verdeutlicht zugleich deren Ohnmacht gegen eine solche Verlagspolitik. *Readerscan* dient dabei lediglich der Legitimation und der Täuschung gleichermaßen: Man apostrophiert die Methode des Schweizer Zeitungschirurgen Carlo Imboden als wissenschaftlich, hält aber die Kriterien, anhand derer die »Panelisten« (jene Leser, deren Pensum elektronisch registriert wird) ausgewählt wurden wie auch die teuflischen Rechenkünste, die 120 als repräsentativ ausweisen, tunlichst unter Verschuß.



Die Zukunft der Zeitung hat schon begonnen:
NewsDesk der Mainpost (linke Seite) und kostenlose Verteilung von Boulevard Würzburg beim Internationalen Filmfestival (oben).
(Fotos: Weissbach)

Dem Leser muß nur glaubhaft versichert werden, daß er jetzt endlich die Zeitung bekommt, die er – wie mit *Readerscan* belegt – will. Insofern schreiben die Mitarbeiter der Zeitung am NewsDesk eigentlich auch keine Artikel mehr, sondern sie »... generieren Inhalte und füllen sie in unterschiedliche Gefäße ...« (Michael Reinhard auf den Münchner Medientagen). Optimal ist, wenn ein Inhalt – vielleicht jeweils etwas verändert – in allen Publikationen des Hauses Verwendung findet.

Man muß kein Prophet sein, um zu wissen, daß dies in Zukunft mit immer weniger Personal geschehen wird. Man könnte Wetten darauf abschließen, daß es das Ziel ist, in einigen Jahren von einem Bruchteil der heutigen Redakteure einige lokale Schnipsel in einen überregionalen Mantel einfügen zu lassen. Zum Beispiel auch Beiträge von Gastautoren: von Veranstaltern, die kostengünstig ihre Veranstaltungen selbst darstellen. Wie lange wird es wohl noch dauern, bis ein Pressesprecher der Stadt als Gastautor kompetent aus dem Rathaus berichtet?

... hier vorne geht sie unter und kehrt von hinten zurück.

Vor diesem Hintergrund sollten Würzburgs Kulturschaffende den Vorschlag des Mainpost-Chefredakteurs, eine »Clearingstelle Kultur« einzurichten, mit Vorsicht aufnehmen. Eine solche Clearingstelle wird nämlich sicher nicht dazu führen, daß einzelne Künstler bzw. Künstlerinnen, der tanzSpeicher oder andere kleine Kulturanbieter häufiger in der Zeitung auftauchen. Es würde damit lediglich der Unmut etwas abgelenkt. Tatsächlich aber würde es sich zumindest indirekt um eine weitere Rationalisierungsmaßnahme der Mainpost handeln, z. B. indem über eine derartige Institution etwaige redaktionelle Pflichtübungen kompakt geliefert und nicht zeitaufwendig recherchiert werden müßten.

Gedicht von Heinrich Heine

Fotos und das Dazwischen von Wolf-Dietrich Weißbach

Und zum Schluß:

Eine kleine Geschichte

Das kleine Känguruh hat zu Hause aufgeschnappt, daß die Mutter in den nächsten Tagen ein Fest mit »G« feiern möchte. Mit »G«? Was kann das sein? Mit seinem Freund, der Springmaus, ist dieses Rätsel schnell gelöst: Geburtstag. Schon steht der Entschluß fest: Der Mutter wird ein Kuchen mit zuckersüßen Beeren gebacken.

Also müssen Beeren gesucht werden. Die Springmaus besteht allerdings darauf, daß auch ihr Freund der Angsthase mit auf die Suche genommen wird. Natürlich muß der Angsthase erst mit viel Mühe dazu überredet werden, denn so eine Bärensuche ist bestimmt gefährlich. Schließlich aber sieht auch der Angsthase ein, daß eine Beerensuche wohl doch nicht so gefährlich ist, aber für alle Fälle packt er seinen Notfallkoffer. Die drei Freunde machen sich auf den Weg.

Unterwegs kommen sie bei einem Hofhund vorbei. Der will sich ihnen zwar nicht anschließen, weil er unbedingt schlafen muß, aber er weiß, wo sie Beeren im Wald finden können. Wie nicht anders zu erwarten, hat der Angsthase fürchterliche Bedenken, und prompt stolpern die Freunde über eine Schlange. Die entpuppt sich sogleich als gar nicht gefährliche, kleine Schlapper- Schlange und beteiligt sich sofort an der Suche nach den Beeren.

In einer tiefen Schlucht entdecken sie endlich wunderschöne, rote Himbeeren. Doch wie sollen sie an die ran kommen? Die Schlange hat die zündende Idee: Sie läßt sich, von den anderen am Schwanz gehalten, in die Schlucht hinab. Da passiert es: Schlange und Springmaus stürzen in die Schlucht, und jetzt müssen natürlich zunächst die Freunde gerettet werden.

Nun erweist es sich doch als gut, daß der Angsthase seinen Notfallkoffer mitgenommen hat, und er hat auch den rettenden Einfall: Ein Schirm – aus dem Notfallkoffer – wird aufgespannt, wird an eine lange Mullbinde – aus dem Notfallkoffer – gebunden und in die Schlucht hinabgelassen. Springmaus und Schlange steigen in den Schirm, natürlich vergessen sie die Himbeeren nicht, und das kleine Känguruh und der Angsthase ziehen sie nach oben. Happy End?

Fast! Denn diese kleine Geschichte passierte am 28. Januar im Hörsaal der Universitäts-Kinderklinik in Würzburg vor vielen kleinen Patienten. In sieben Bildern, die sich blütenartig öffneten und schlossen, hatten die Spieler der AUGSBURGER PUPPENKISTE mit dem »Mutmachstück« von Paul Maar »Das kleine Känguruh und der Angsthase« ihre Zuschauer – Kinder, Eltern, Klinikpersonal – in ihren Bann gezogen.

So eindringlich und auf die Macht der Fantasie vertrauend (die Spieler standen nicht etwa hinter einem Vorhang, und jeder sah, wie sie die Marionetten zum Leben erweckten), daß am Ende die kleinen Patienten der Klinik an die provisorische Bühne stürmten – selbst wenn sie langsam geführt werden mußten –, um die Helden des Stücks ganz nah zu betrachten und zu streicheln ... behutsam, zart und vorsichtig, als wären sie lebendig. Das ist jetzt das »Happy End«.

Nebenbei: Wenn ich König von Deutschland wär', würde ich einige Leute von Zeit zu Zeit zu solchen Veranstaltungen zwangsverpflichten – mir fielen da wirklich viele ein. Andererseits: Womöglich würden die trotzdem nichts kapiern.



Foto: Weissbach

Wolf-Dietrich Weissbach



DIES & DAS



Rückschau, Vorschau und so.

ORTE UND ZEITEN

Unlängst – Gerade soeben – Neulich! Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine ganz subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.

01.12.2004, 19.30 Uhr, FISCHERZUNFT

Die LEONHARD-FRANK-GESELLSCHAFT hat eine neue Vorsitzende: Christiane Koch folgt der langjährigen Vorsitzenden Marianne Wintergerst nach und führt seit 1. Dezember die Gesellschaft mit neuem Schwung ins 23. Jahr ihres Bestehens.

Das Gedenken und die Erinnerung an den bekanntesten Würzburger Schriftsteller (1882-1961) mit literarischen und kulturpolitischen Veranstaltungen am Leben zu erhalten ist weiterhin Aufgabe der 1982 gegründeten Gesellschaft. Für das Jahr 2005 ist, zusammen mit der Stadt Ochsenfurt, im Sommer eine Veranstaltung zum Roman *Das Ochsenfurter Männerquartett* geplant; in Vorbereitung sind außerdem einführende Erläuterungen zu den Romanen Franks, die Schülern und Jugendlichen den Einstieg in das Werk des Pazifisten und Gefühls-Sozialisten erleichtern sollen.

Frank als Drehbuchautor kennenlernen kann man bereits am 16. Februar 2005: Da zeigt das VHS-Kino (um 19 Uhr im CinemaxX 7) den Spielfilm *Hotel Berlin* von Peter Godfrey (USA, 1945) nach dem Roman *Menschen im Hotel* von Vicky Baum, an dessen Umsetzung Leonhard Frank während seines Exils in Hollywood entscheidend mitgearbeitet hat. Weitere Informationen: www.leonhard-frank-gesellschaft.de [maz]

16.01.2005, 20.15 Uhr, BOCKSHORN

Schon in **nummereins** hatten wir auf Weltmusik aufmerksam gemacht, die diesen Namen verdient. Die Schweizer Formation THE WORLD QUINTETT führt diesen universalen, musikalischen Anspruch gar im Namen – völlig zu Recht, wie sie bei ihrem faszinierenden Live-Auftritt im Würzburger Bockshorn unter Beweis stellte. Die fünf Einzelkötner benutzen die Klezmer-Musik aus ihrer Zeit als KOL SIMCHA »nur«

noch als Ausgangsmaterial für etwas gänzlich Neues: Mit hemmungsloser Spielfreude leben sie ihre Virtuosität in jazzigen Improvisationen aus, mischen unterschiedliche musikalische Wurzeln aus zentraleuropäischer Klassik, mediterraner Exotik, osteuropäischer Folklore und freier Assoziation zu einem unverwechselbaren, harmonischen Ganzen, für das eigentlich keine passende Schublade bereitsteht. Und nehmen dabei ihr zunehmend begeistertes Publikum mit auf eine musikalische Reise um die Welt, die immer wieder direkt ins Herz eines jeden Besuchers zurückführt. [maz]



Druckgrafikkurs im Künstlerhaus

Technik Radierung

Kurse am

23.02. 2.03. 9.03. 16.03.

18.30 - 20.30 Uhr

Künstlerhaus im Kulturspeicher

Veitshöchheimerstraße 5

97080 Würzburg

Anmeldung unter Tel. 09 31- 50 612

Mittwoch und Donnerstag

20.-23.01.2005, Tag und Nacht, CORSO & CINEMAXX

Das war ein Einstand nach Maß. Sichtlich von Erschöpfung gezeichnet und gleichermaßen erleichtert, präsentierte sich das Team des 31. INTERNATIONALEN FILM-WOCHENENDES am Sonntagabend nach der Verleihung der Publikumspreise in den Sparten Spiel-, Dokumentar-, Kinder- und Kurzfilm.



Eine wahre Euphorie-Welle, die zwischen Publikum und Machern hin- und herpendelte und vor allem im Corso-Kino einmal mehr jene unbeschreibliche Würzburger Festivalatmosphäre erzeugte, der sich niemand wirklich entziehen kann, hatte die Besucherzahl in unerwartete Rekordhöhen getrieben. Fast 14 000 verkaufte Tickets (ein Plus von ca. 2000 Besuchern gegenüber dem Jahr 2004) bestätigten das behutsam modifizierte Konzept des neuen Leitungs-Trios Hannes Tietze, Susanne Bauer und Manfred Kunz. »Und das, ohne Zugeständnisse an das anerkannt hohe, inhaltliche Niveau des Festivals zu machen«, wie die Programmverantwortlichen betonten. »Wir freuen uns besonders über die zahlreichen neuen, überwiegend jungen Besucher (etwa bei den beiden Sonderveranstaltungen), sind aber genauso stolz auf unser treues und außerordentlich sachkundiges Publikum, das die Breite und Vielfalt unserer Auswahl honoriert hat und dafür gesorgt hat, daß in diesem Jahr keine einzige Vorstellung völlig den Bach runterging« gab Manfred Kunz den Dank an die Besucher zurück – und bekannte Sonntagnacht beim Pläne-Schmieden zu fortgerückter Stunde in der Festival-Kneipe Standard: »Da haben wir uns die Meßlatte für das Jahr 2006 ganz schön hoch gehängt. Aber das spornt uns alle natürlich um so mehr an!«
[wdw]

Soul-Jazz Revisited ... noch einmal:

QUARTESENCE am 19.01.05, im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten »35 Jahre Omnibus«

Der Name der Veranstaltung kann durchaus als ihr Programm gelesen werden: »35 Jahre Omnibus«, 35 Jahre Live-Musik in Würzburgs wohl etabliertem Jazz- und Folkclub – das deutet auf Rückblick, auf Bilanz, aber auch auf Traditionspflege hin, auf die bewahrende Erinnerung an die geliebten, leidenschaftlich geförderten und gefeierten musikalischen Spielarten eines halben Lebens.

In dieses Programm fügt sich der Auftritt von QUARTESENCE perfekt und geschmeidig ein. Ihre musikalische Reise führt allerdings zurück in eine Zeit, in der der Omnibus noch lange nicht zur Jam-Session geladen hatte, noch nicht die Bühne für bekannte und weniger bekannte Größen der nationalen wie internationalen Jazz-, Rock-, Blues- und Folkszene bereitgestellt hatte.

Es ist die Zeit der späten 50er und frühen 60er Jahre, in denen die Kompositionen von Herbie Hancock, Wayne Shorter, Kenny Burrell und anderen, die einen Großteil des Repertoires von QUARTESENCE ausmachen, infiziert von der *back to the roots*-Idiomatik des Hard Bop, den Jazz durch zunächst eher zaghafte Fusionierungsversuche mit Pop- und Rockelementen einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Die vorgebliche Modernität dieses Ansatzes, die sich hauptsächlich aus dem »neuen« Klang elektrifizierten Instrumentariums begründete, verdeckte dabei nur unzureichend dessen restaurative und traditionelle Tendenzen. Denn die Stoßrichtung war klar: Die zunehmende harmonische und rhythmische Komplexität des Bebop der 40er Jahre, die zunehmende »Europäisierung« im Cool Jazz der 50er Jahre à la Tristano oder Gil Evans, sollte der erdigen Bodenständigkeit schlichterer blues- und gospelgetränkter Songstrukturen weichen, die ja auch das musikalische Rückgrat von Rock und Pop bildeten.

Das (vor allem auch kommerzielle) Erfolgsversprechen dieser Idee erfüllte sich spätestens mit den über 500 000 verkauften Exemplaren von Miles Davis' jazz-rockenden *Bitches Brew*-Album im Jahr 1970 – dem Gründungsjahr des Omnibus. Es verwundert nicht,



Hans-Peter Schrettenbrunner, Hans Molitor, Bernd Kremling und Michael Buttman. (Foto: Katharina Lüdtke)



daß in den 90er Jahren gerade musikalisches Material aus dieser Hard Bop/Soul-Jazz-Epoche zum begehrten Sampling-Stoff der angesagtesten Dancefloor-DJs wurde. Unterlegt mit HipHop- und House-Beats, reichten selbst kleinste Schnipselchen Horace Silvers oder Cannonball Adderleys dazu aus, den maschinellen Rhythmen den funky Groove menschlichen Lebens in hypnotischer Intensität einzuhauchen.

Solche Art verkürzter Rezeption ist die Sache von QUARTESSSENCE nicht. Behutsam suchen sie nach einem Mittelweg zwischen reiner Kopie des Originals, also musealer Traditionspflege, und zeitgemäßer Interpretation.

Das Zeitgemäße betrifft dabei in erster Linie das Klangbild und die rhythmische Gestaltung, die zweifellos ihre Anstöße aus den Boxen des Dancefloors erhalten haben. Vergleicht man beispielsweise die QUARTESSSENCE-Version von Hancocks »Maiden Voyage« mit dem Original, so fällt sofort ins Ohr, daß der Klangswerpunkt in den letzten 40 Jahren ziemlich weit in den Keller gerutscht ist und gleichzeitig die oftmals fast impressionistisch verhuschte, leichtfüßig tänzelnde Rhythmik der Vorlage einem kräftig akzentuierten, treibenden Beat Platz machen mußte.

Das verdankt sich zum einen dem recht fetten, funkgefärbten E-Bass-Sound von Hans-Peter Schrettenbrunner, zum anderen dem temperamentvoll harten, Snare- und Bassdrum betonenden Schlagzeugspiel Bernd Kremlings. Sitzt Michael Buttmann dazu noch am E-Piano und läßt seiner linken Hand – seinen »left people«, wie Lester Young zu sagen pflegte – zu viel Auslauf, nimmt die Transparenz im unteren Frequenzspektrum zeitweise allerdings rapide ab, der Klang wird tendenziell matschig und verschwommen.

Über all dem schweben in relativer Einsamkeit die Flügelhorn- und Trompetenlinien von Hans Molitor. Molitor ist sicher kein Freddie Hubbard oder Woody Shaw, muß und will das wohl auch gar nicht sein, obwohl sein Spiel deutlich in deren Richtung weist. Seine perfekte Technik und seine überaus geschmackssichere, melodische Gestaltungskraft haben allemal ihre eigenen Qualitäten. Über dem erdigen Fundament der Rhythmusgruppe gewinnen seine Linien eine melancholische Note, die zu durchaus heterogenen Assoziationen verführt. Einerseits fühlt man sich an jenen Effekt erinnert, der entsteht, wenn ein kleines

WÜRZBURG - BALLADE

PLASTISCHES THEATER HOBBIT – MÜNZSTR. 1

97070 WÜ – TEL.: 0931/59830 – WWW.THEATER-HOBBIT.DE

4., 5., 11., 12., 18., 19., 24. UND 25. FEBRUAR – JEWEILS 18 UHR

Anzeigen

kult

landwehrstr. 10

offen: mo-fr 9-1 sa+so 10-1



wahlfrühstück: mo-fr 9-15

WAHLfrühstück: sa+so 10-15

Kind mit großer Begeisterung dem kecken Aufstieg seines mit Helium gefüllten Luftballons zusieht, bis es mit offenem Mund und großer Enttäuschung plötzlich feststellen muß, daß das Ding nicht mehr zu ihm auf die Erde zurückkehren mag; andererseits illustriert sich im scharfen Kontrast zwischen Fundament und Leadstimme sehr schön, und mit musikalischer Beredsamkeit, die historische Distanz zwischen den frühen 60er Jahren und heute, wird gewissermaßen ein kleines Panoptikum eines Ausschnitts der Jazzgeschichte in einem musikalischen Moment erschaffen.

Greift Buttman zur Posaune, mildert sich die Schärfe des klanglichen Kontrastes merklich ab. Im zweistimmigen Satz von Trompete/Flügelhorn und Posaune liegen auch die ausgesprochenen Stärken der Buttman'schen Eigenkompositionen, die sich ansonsten recht bruchlos in die Stilistik des dargebotenen Fremdmaterials einfügen.

Alles in allem kommt man letztlich doch wieder nicht an der Erkenntnis vorbei, daß der Mittelweg zwischen Konservativismus und Erneuerung auch im Jazz meistens nicht der goldene ist, nicht umsonst sind es die Lauen, also die nicht Heißen oder nicht Kalten, die der Herr nicht im Munde behalten wollte.

Vor deren Schicksal bewahrt sich *QUARTESENCE* letztlich nur durch die immense Spielfreude und die unbestreitbare musikalische Kreativität jedes einzelnen Musikers. [jz]

SCHILLER zum Zweiten – und immer noch kein Ende

Zum Jahreswechsel eröffneten auch die großen Feuilletons mit mehrseitigen Texten das Schillergedenkjahr. Und das war erst der Einstieg.

Bis zu dem am 9. Mai 2005 bevorstehenden 200. Todestages des Dichters werfen die großen Publikumsverlage (vor allem Insel, Hanser und dtv) eine kaum mehr überschaubare Flut von Biographien, Werkausgaben und Einzelveröffentlichungen in die Buchhandlungen, starten ZDF, 3sat und Arte einen TV-Schwerpunkt »Schiller« und heben viele Theater Schillers klassische Bühnentexte auf die Spielpläne.

Das geht natürlich auch an Würzburg nicht spurlos vorbei. Bereits in der **nummernull** haben wir das Phänomen anhand der Würzburger *Tell*-Inszenierung umfassend gewürdigt (nachzulesen unter **www.nummer-zk.de**).



Der Blick in den aktuellen Theaterspielplan der Werkstattbühne und auf die Veranstaltungsvorschau der Würzburger Stadtbücherei fordert weitere Anmerkungen geradezu heraus. Ist es doch einmal mehr Wolfgang Schulz, der im »Würzburger März« das Phänomen »Schiller« mit gleichermaßen originellen wie hochkarätigen Gastspielen und Eigenproduktionen gehörig gegen den Strich bürstet. Im Mittelpunkt steht dabei das Programm *Rittersmann oder Knapp?*, ein heiteres, musikalisches Potpourri aus Balladen und Gedichten. Neben szenisch inszenierten Schiller-Balladen verspricht Schulz deftige Schiller-Parodien von Heinz Erhardt, Oskar Panizza, Lene Voigt und anderen.

Im Anschluss an diesen kurzweiligen und despektierlich-frechen Blick auf klassisches Bildungsgut folgt mit *Kabale und Liebe* das bürgerliche Trauerspiel schlechthin. Hermann Drexler wird dieses in der deutschen Bühnenliteratur seltene »well made play« um die weibliche Hauptfigur Louise Miller inszenieren. »Ein unvergleichliches Stück. Zwischen Erzengeln und Teufeln eine wilde Balgerei, bis über den Liebestod mit Limonade die bezwungenen Teufel den zerfleischten Engeln Beifall klatschen«, schrieb der junge Bertolt Brecht 1920 begeistert über dieses Glanzstück der von Lessing begründeten Gattung des »bürgerlichen Trauerspiels«.

Um dieses klassisch-unklassische Zentrum herum gruppieren sich etliche Gastspiele und eine Reihe von Lesungen. Vom 23. bis 26. Februar den Auftakt bildend,

Schiller in Würzburg – auf einen Blick:

Theater:

Schillers Jungfrau von Orleans – Gastspiel mit Barbara Englert am 23., 25. und 26. Februar — *Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?* – eine amüsante Balladen-Collage, zusammengestellt und in Szene gesetzt von Wolfgang Schulz; Premiere am 5. März — *Kabale und Liebe* – Regie: Hermann Drexler; Premiere am 23. April — *Räuber, Kabale und Amouren* mit Teatro de Pellegrini (Osnabrück) am 27. und 28. Mai, alle in der Werkstattbühne.
Wilhelm Tell am 20. Februar und 31. März im Würzburger Stadttheater.

Lesungen:

Der Verbrecher aus verlorener Ehre von Friedrich Schiller, gelesen von Wolfgang Schulz am 13. und 20. März — *Die Karlsschüler* von Heinrich Laube, in einer szenischen Lesung interpretiert von Manfred Plagens am 10. und 17. April — *Schillers Äpfel, Goethes Wein* von und mit Jürgen Hofmann am 8. Mai, alle in der Werkstattbühne.
Schiller oder Die Erfindung des deutschen Idealismus (Hanser Verlag) von und mit Rüdiger Safranski am 8. April — *Das Leben des Friedrich Schiller – Eine Wanderung* (Insel Verlag) von und mit Sigrid Damm am 22. April, beide Stadtbücherei Würzburg.

und zugleich aus dem Gesamtprogramm herausragend, spielt die Frankfurter Schauspielerin Barbara Englert alle (!) Rollen in einer auf anderthalb Stunden eingekürzten Fassung von Schillers *Jungfrau von Orleans*. Da tritt uns das Hirtenmädchen Johanna als junge Frau entgegen, die erst die französische Nation rettet und später ums Leben kommt. »Die sie umgebenden Ritter und Offiziere skizziert Barbara Englert in fliegendem Wechsel mit wunderbar flüssig gehandhabten Mitteln des Sprachgestus, der Mimik und der Körperhaltung. Das ist gleichermaßen ernsthaft und amüsant« (Frankfurter Rundschau).

Auch zum Finale überrascht am 27. und 28. Mai das Teatro de Pellegrini aus Osnabrück mit *Räuber, Kabale und Amouren*, in dem zwei Personen einen respektlosen – und auch tänzerischen – Querschnitt aus Schillers Stücken präsentieren. Dazwischen geschoben sind die drei sonntäglichen Lesungen in der Reihe »Sonntags Um Drei«. Hausherr Wolfgang Schulz liest am 13. und 20. März Schillers Erzählung *Der Verbrecher aus verlorener Ehre*, Manfred Plagens präsentiert am 10. und 17. April in einer szenischen Interpretation *Die Karlsschüler* von Heinrich Laube über den jugendlichen Schüler die adäquate, biographische Ergänzung zu den monumentalen Biografien von Rüdiger Safranski und Sigrid Damm, und am 8. Mai liest der Berliner Autor (und Dozent für szenisches Schreiben) Jürgen Hofmann seine Erzählung *Schillers Äpfel, Goethes Wein*, in der er die Leidenschaften der beiden Klassiker zu einem erstaunlichen Finale verknüpft.

Wesentlich konventioneller, aber nicht weniger interessant sind die zwei Gäste im Frühjahrs-Programm der Stadtbücherei. Es sind die beiden oben erwähnten Autoren/Autorinnen der wichtigsten neuen Schiller-Biographien: Rüdiger Safranski und Sigrid Damm. Am 8. (Safranski) und 22. (Damm) April stellen sie ihre gänzlich unterschiedlichen Sichtweisen auf Leben und Werk des Klassikers vor – die philosophisch-ideengeschichtliche in *Schiller oder Die Erfindung des deutschen Idealismus* zum einen, der das Individuum, den Menschen Schiller ins Auge fassende Blick auf den unspektakulären Arbeitsalltag des Dichters zum anderen. Zwei Perspektiven, die sich nicht widersprechen müssen, sondern ergänzen können im Blick auf den ersten modernen Weltbürger, der zugleich Dichter der Freiheit und der Jugend war (und ist?). [maz]



Programm Februar 2005

Vorstellungsbeginn jeweils 20.15 Uhr

- Di. 1. URBAN PRIOL** [AUSVERKAUFT!]
„Täglich frisch“
- Fr. 4. CHRISTOPH BRÜSKE**
mit seinem neuen Kabarettsolo „Brüskiert“
- Sa. 5. MÄC HÄRDER** – Letztmalig mit seinem Erfolgsprogramm „Der Här der Ringe“
- Mi. 9.** „Politischer Aschermittwoch“
mit **MATHIAS TRETTER + H.-G. BUTZKO**
- Fr. 11. HAGEN RETHER** – Der neue Senkrechtstarter mit seinem Kabarettprogramm „LIEBE“
- Sa. 12. THOMAS NICOLAI (Der blonde Emil)**
„Ungefärbt“ – Comedy ‘n’ Music
- Mo. 14. DIETER HILDEBRANDT** [AUSVERKAUFT!]
Sondergastspiel
- Fr. 18. PETER SPIELBAUER**
„schlaspöckel“ – Philosokomisches Kabarett
- Sa. 19. COMEDY LADIES NIGHT** – „Die Nacht der wilden Weiber“
mit **HERTHA VON SCHWÄTZIG & KRISSIE ILLING**
- Mo. 21. DJANGO ASÜL** [AUSVERKAUFT!]
mit seinem Spitzenprogramm „Hardliner“
- Do. 24. STEFAN JÜRGENS** Sondergastspiel
mit seinem Programm „Langstreckenlauf“
- Fr. 25. THOMAS REIS** – Wegen des großen Erfolgs nochmals mit seinem Kabarettthit „Gibt’s ein Leben über 40?“
- Sa. 26. STEFAN BAUER**
mit seinem Kabarettprogramm „Nachts geht mehr“

Bockshorn Veitshöchheimer Str. 5 97080 Würzburg
Tickets: 09 31 / 4 60 60 66 Fax: 4 60 60 67

www.bockshorn.de

Externer Kartenvorverkauf:
Touristinfo & Kartenvorverkauf
im Falkenhaus, Würzburg,
Tel. 09 31 / 37 23 98

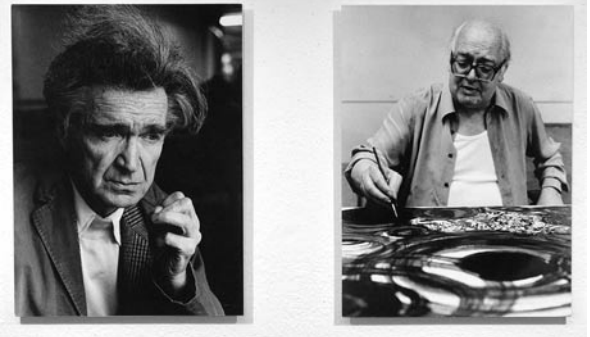
Franziska Messner-Rast in der Uhlenmühle, Aub

Ohne großspurige Attitüde: Die Arbeiten von Franziska Messner-Rast, die im Januar in der Uhlenmühle in Aub bei Ochsenfurt ausgestellt wurden. Die Schweizer Fotografin zeigte zwanzig S/W-Fotografien, Porträts von Schriftstellern, Künstlern, Philosophen, die zwischen 1980 und 1995 aufgenommen worden sind und die natürlich schon von den Respekt erheischenden Persönlichkeiten profitieren. Es mag durchaus stimmen, daß man einen Dürrenmatt, Ionesco, Habermas, Cioran, Gadamer, Bichsel oder Jünger – um einige zu nennen – gar nicht fotografieren kann, ohne daß letztlich doch ein interessantes Bild entsteht.

Eingedenk dessen aber verblüffen die Bilder von Franziska Messner-Rast dadurch, daß sie so überhaupt entstehen konnten. Als wäre die Fotografin stundenlang unbeweglich mit im Raum gesessen, bis die Porträtierten ihre Anwesenheit vergessen hatten. Nichts erscheint inszeniert, in Pose gerückt wie etwa bei Arnold Newman oder Isolde Ohlbaum, bei der der »Fotograf« zumindest stets spürbar bleibt. Messner-Rast, die in



Rückschau



E. M. Cioran, Friedrich Dürrenmatt

St. Gallen ein Atelier betreibt, fotografiert eigentlich schon verboten traditionell mit weitgehend normaler Optik im vorhandenen Licht, denunziert dabei nicht, und zeigt ihre Geistesgrößen vermutlich auch nicht so, wie die sich sehen, sondern schlicht nach innen gekehrt, in Gedanken versunken (ohne Denker-Geste), bei der Arbeit an einem Bild, an einem Buch. Eine faszinierende Ausstellung, die hoffentlich viele gesehen haben.

PS: Die S/W-Fotografien von Christoph Höhmann, die gegenwärtig das Café Brückenbäck dekorieren, lohnen gleichfalls die Beachtung. [wdw]

Anzeige



Franck-Haus
97828 Marktheidenfeld
Untertorstraße 6

Öffnungszeiten:
Mi. bis Sa. 14-18 Uhr
So. + Feiertag 10-18 Uhr

Ausstellungen im 1. Halbjahr 2005

Filmplakate im Wandel der Zeit
75 Jahre Filmplakatkunst
Franz Scheiner, Würzburg
15.1. - 20.2.2005

“Naturstücke”
Bilder - Im Temperament der Farben erschafft er seine Natur neu
Vladimir Paramon, Hannover
19.2. - 28.3.2005

“Beziehungen in Holz, Stein und Metall”
Skulpturen im Grenzbereich von gegenständlich bis abstrakt
Klaus Schneider, Wiesentheid
23.4. - 29.5.2005

Ausstellung zur Stadtgeschichte Marktheidenfeld
Der Historische Verein Marktheidenfeld und Umgebung in
Zusammenarbeit mit anderen Vereinen der Stadt
18.6. - 15.8.2005

Kultur im Franck-Haus

Anzeige



Professionelle Einrahmungen nach Maß

Arts & Crafts

Der Bilderrahmenladen

Pleicherkirchplatz 11
97070 Würzburg
Tel. & Fax 0931-4605413
Di.- Fr. 11 -19 Uhr, Sa. 10-14 Uhr



Dieser Dali ist garantiert unbekannt.

Geschaffen vom Malerfürsten Immenlitz inmitten von Dali-Repliken.
(Mischtechnik auf Papier, Format 100 cm x 70 cm)

Angelika Summa

Ute Wurtinger

hoch zwei
Linie

Kunsthalle Giessen

KUNST
HALLE
GIESSEN

11. 2. - 13. 3. 2005

Berliner Platz 2

Dienstag - Samstag 10 - 16 Uhr

Mittwoch 10 - 20 Uhr

Sonn- und Feiertage 10 - 13 Uhr

Gießen